

ich als glücklicher Besitzer eines guten Gewissens nicht umhin konnte, ihn gleichfalls etwas zu ärgern.

„Sie meinen wahrscheinlich mit dem Worte Legitimation einen Ausweis über meine Person, Herr Wachtmeister,“ sagte ich sanft. „Den will ich Ihnen gern zeigen. . . . Aber ich bin Mitglied des Reichsbundes zur Bekämpfung des Fremdwörterunwesens in der deutschen Sprache und gerate deswegen immer in schmerzliches Erstaunen, wenn ein deutscher Beamter — —“

Seine Miene wurde verhaftungs- und arrettdrohend. „Sie, wollen Sie sich etwa über mich mokieren?“

„Reineswegs. Aber bitte, was ist mokieren wieder für ein Wort? Französisch! Pfui! Ein deutscher Beamter, der — —“

„Ach was! Geben Sie schon Ihren Paß her!“ knurrte er und begann sich in das braune Heftchen zu vertiefen. Zu seinem Bedauern schien er nichts zu finden, was zu Beanstandungen Anlaß gab. Aber auf einmal sagte er: „Sie, der Paß ist ja ungültig! Der ist am ersten Juli abgelaufen gewesen.“

„Leider,“ seufzte ich. „Aber ich bin wirklich noch derselbe, wie vor dem ersten Juli. Dennoch habe ich ihn verlängern lassen, wie Sie sich auf der nächsten Seite überzeugen können. Die Geschichte hat mich einen Taler gekostet.“

Er überzeugte sich und dachte nach, ob nicht doch noch etwas zu finden wäre, um seiner Laune Abfluß zu verschaffen. — „Was tun Sie hier?“

„Radfahren!“

„Sind Sie im Besitz von Geldmitteln?“

„Ja. Aber verborgen kann ich nichts!“

Da gab er es endlich auf, lachte und meinte kopfschüttelnd: „Na, wissen Sie, Sie sind aber einer! Also fahren Sie in Gottes Namen weiter!“

„Na also,“ lachte ich ebenfalls, „dann sind wir wieder einig. Und nun darf ich Ihnen wohl eine Zigarre anbieten!“

Er sah sich flink um, ob niemand uns beobachtete, dann nahm er schnunzelnd den Stimmstengel und schob grüßend ab. Seine gute Laune für den heutigen Tag war wieder hergestellt.

Das war mein Rekontre mit der Polizei in Baden und es lief gemächlich aus, wie man gesehen hat. Einem preußischen Polizisten hätte ich das allerdings kaum bieten dürfen, ohne mit zur Wache genommen und aufs strengste verhört zu werden. Möglicherweise hätte es auch noch eine Anklage wegen Amtsverhöhnung gesetzt. Aber der Badener nahm es nicht so genau und wünschte mir schließlich noch Glück auf den Weg. . . .

Ein halbe Stündchen später fuhr ich in *Konstanz* ein und hatte über dem Schuzmann von Martendorf beinahe den Pfarrer von Hegne vergessen und war wieder das lustige Weltkind geworden, als die endlose Fläche des Bodensees vor mir aufblinkte. — —

Glocken im Allgäu.

Wenn ich an mehrmalige Wanderungen im Allgäu zurückdenke, so höre ich stets ein leises, fernes Glockenläuten, das von jener Erinnerung untrennbar ist.

Glocken von Kirchtürmen herab durch die Täler klingend, Ruhglocken auf den Almen, bis hoch hinauf in die Berghänge, wo der graue Fels beginnt. Die Fahrt von Lindau nach Kempten ist etwa 90 Kilometer lang, aber das Glockenläuten auf dieser Strecke nimmt kein Ende. Es schwingt wie ein harmonischer Grunddafford über der Berglandschaft, durch die sich die große Straße hinzieht.

Auch diese zwei Tage, die ich auf meiner Wanderfahrt im Allgäu, langsam zwischen den Bergen dahintollend, zubrachte, waren von diesem fast ununterbrochenen Geläute begleitet. Das Nachtquartier, das ich im Gasthause des Dorfes *Mesach* bezog, lag dicht an einer weiten Alm, auf der gegen hundert Rinder weideten. Als ich abends einschlief, klangen noch vereinzelt Ruhglocken. Als ich am nächsten Morgen wieder erwachte, begrüßte mich die Frühglocke der nahen Kirche, die das Klappern und Bimmeln auf der Wiese aber nicht übertönte.

Als ich dann weiterfuhr, zogen endlose Ruhherden die Straße entlang zu neuen Weidegründen, und es bimmelte und klapperte, daß man kaum die Rufe der Hirten hörte. Ganze Kompagnien schöner, lichtbrauner Ziegen trappelten aus den Dörfern heraus ins Grüne, und auch sie klingelten mit munteren Glöckchen, die sie am Halse trugen. Es war ein fortwährendes Klingeln und Schwingen in der Luft. Selbst mitten im Walde erklangen plötzlich die Glocken, ohne daß man die weidenden Tiere sah. Oder der Schall wehte leise und zart von hochliegenden Almen herab, verklang, wenn der Wind ihn verwehte, schwoll wieder an, wenn der Luftzug schwächer wurde.

Dann läuteten wieder Kirchenglocken, dreistimmig abgetönt, morgens, mittags und abends in den belebten, reinen und klaren Frieden der Berge hinein. Als ich am Wiesentrand mein bescheidenes Mahl bereitete, schwang sich der Hall zu mir herüber. Und als der Himmel sich bezog, Regen rauschte und weiße Nebel sich herabsenkten, — auch da klang es aus den undurchsichtigen Wolken heraus, seltsam blecherne Glockentöne, die mir die unsichtbare Nähe von Tier und Mensch ankündigten.

Das war das Allgäu, das Land, das in der Tat von Milch und Sahne überfließt. Und in welchem ich hinwiederum um einen Trunk Milch betteln mußte, als mir danach die Luft stand!

Die Gehöfte stehen meist weit von der Straße. Doch überall sind kleine Gerüste errichtet, in denen unter hölzernen Schuttdächern große Milchkannen stehen. Dann kamen große Lastautos gefahren, die den bäuerlichen Molkereigenossenschaften und Käsereien gehören, laden die vollen Milchkannen auf, stellen andere dann wieder dafür hin und rasseln weiter. Aber kein Mensch ist da, der die gefüllten Kannen bewacht. Keinem Menschen fällt es anscheinend ein, Milch zu stehlen. Oder zu trinken. Alles geht an die großen Sennereien. Und an mehreren großen Gehöften, in denen ich um einen Schluck Milch ansprach, wurde ich mit meinem Gelde abgewiesen. „Willi gilt's koane! Mir hoan selm niz übril!“

Und dabei hatte ich es mir in *Konstanz* so schön vorgestellt, was für Milchorgien ich im Allgäu feiern würde. Ich

hatte ganz vergessen, daß es mir im Frühsommer 1923, als ich das Land als Fuhrtourist durchwanderte, ähnlich so ergangen und daß mir für eine Scheibe Brot 1000 Mark abverlangt wurden.

Jedoch — in Konstanz hatte ich das letzte Kapitel beendet; so muß ich dieses neue wohl auch wieder in Konstanz beginnen, ehe ich über den Bodensee hinweg ins Allgäu eindringe.

Es war gerade ein großer Feiertag, als ich in der alten Konzilstadt eintraf, — Bezirksfeuerwehrtag wie in Heidenheim, von dem ich oben erzählt habe. Ich sollte diese Festlichkeiten mit Umzügen, Reden und Musik nicht weniger als viermal auf meiner Fahrt erleben, und es war überall so ziemlich daselbe. Es wimmelte von blauen, braunen und grauen Uniformen und blinkenden Messinghelmen. Ich beobachtete dabei Uebungen im Durstlöschen, die mir unbedingten Respekt abnötigten. Die Konstanzer Feuerwehr imponierte überdies durch prächtige weiße Federbüsche an den Helmen, während die Brandmeister mit rotem Helmschmuck einherzogen. Außerdem hatte sie eine brillante Kapelle, deren Konzert vor dem Insel-Hotel ich zuhörte, bis gegen Mittag der Lindauer Dampfer mich auf die blaue Flut des Sees hinausführte.

Der Bodensee glimmerte und glänzte, und die Sonne vergoldete die altersgrauen Mauern von Meersburg, in dessen Umgebung ein berühmter Wein gedeiht zur Freude und zum Unheil vieler Zecher. Kurz vor Friedrichshafen passierten wir bei Manzell die großen Zeppelinwerften. Jenseits des Sees, der hier etwa 20 Kilometer breit ist, fliegen leicht und dunstet die Appenzeller Alpen empor, während im Süden die schneebedeckten Firnen des Säntis und der Sclaplana aufleuchteten. Ein köstlicher kühler Luftzug wehte über den Wassern. Ein Flugzeug surrte hoch über uns dahin. Motorboote sausten vorüber. Wagemutige Schwimmer kamen vom Ufer herüber und ließen sich von den aufgewühlten Bugwassern des Dampfers schaukeln.

Aber hinter Friedrichshafen versanken die Berge unversehens hinter einem grauen Dunst. Innerhalb weniger Minuten bezog der Himmel sich mit drohenden dunklen Wolken. Jäh Windstöße jagten heran und peitschten tüchtige, weiße Schaumkronen auf. Und dann fielen die ersten Tropfen auf Deck.

Alles drängte in die Kajüten hinab.

Ich für meinen Teil suchte mir nur einen etwas geschützten Winkel und verschänzte mich dort. Mein braves Rad stand im strömenden Regen. Die Frauen wurden ängstlich, als das Schiff immer heftiger zu schwanken begann. „Das ist ja ein Sturm!“ meinte ein eleganter Tourist empört über die Unzuverlässigkeit des Wetters. Ich dachte dabei an meine Amerikafahrt 1909, als unser Steamer vier Tage lang vom Wintersturm auf dem Atlantik hin und hergejagt wurde, so daß wir mit Verspätung in Neuyork eintrafen. Und ich mußte lachen über die Besorgnisse dieses verwegenen, kniehohen Gentleman, der sich über diesen harmlosen Bodenseesturm aufregte.

Allerdings muß ich sagen, daß es auf dieser Rußschale von Dampfer nicht gerade angenehm war, von einem kalten Regen-

guss durchnäßt zu werden. Ich war froh, als ich in Lindau in die nahe Bahnhofswirtschaft flüchten konnte, wo mir die Kellnerin in Anbetracht der Hochsaison für eine Tasse Kaffee und zwei Stücke trodenen Gebäcks die Kleinigkeit von einer Mark abverlangte. Aber der Blick durch die hohen Fenster auf die Arlberger Felsentürme, deren Grün und Stein grau mit frischgefallenem Schnee gesprenkelt war, vertrieben mir den Neger über die Ausbeutung bald wieder. Und als ich einigermassen getrocknet war, trieb ich mich, das Rad führend, noch einiges in den Straßen Lindaus, zwischen den buntemalten Häusern herum, ehe ich mich wieder in den Sattel schwang und über die breite Holzbrücke nach dem Festlande hinübersehte.

Durch langgedehnte Vororte ging es aufwärts in das unendliche Wald- und Wiesengrün des Allgäu hinein. Am Himmel trieben zerrissene Wolkenmassen, durch die noch vereinzelt Strahlen der Abendsonne fielen. Dann aber zog der Nebel wieder zusammen, und bei sinkender Dämmerung setzte ein solider Gebirgsregen ein, der mich in kurzer Zeit wie eine gebadete Rahe durchnäßte. Aber trotz des Regens brachte ich es doch noch auf etwa 20 Kilometer und kehrte erst bei völliger Dunkelheit in Neuchâtel ein, in dessen Gasthaus mich ein gemütlicher Abend mit allerhand holden Annehmlichkeiten für das Unwetter entschädigte.

Die Fahrt durch das Allgäu ist selbst bei weniger günstigem Wetter so wunderschön, daß das Wort dem Zauber der Wirklichkeit nicht mehr gerecht werden kann. Weit hingestreckte Almen, endlose Tannenwälder, begleiten den Wandersfahrer auf der ganzen Strecke bis Kempten. Stattliche Weiler wechseln mit einsam stehenden Gehöften, die von einer verhältnismäßigen Wohlhabigkeit zeugen.

Bei Röttenbach zweigt die Eisenbahn nach Immenstadt ab. Die große Straße führt in scharf ansteigender Serpentine den Berghang hinauf und zieht sich durch Wald und wieder Wald nach Ehratschhofen, von wo es durch ein herrliches, langhin sich erstreckendes Tal nach Sebratschhofen geht. Hier treffen wir auf die Bahnlinie Isny-Weitnau-Kempten, die wir bis Ellersbrück begleiten.

Der Regen des gestrigen Tages schien sich hier wiederholen zu wollen, und nun ereilte mich auch die allererste Panne dieser Fahrt. Ich schob gerade das Rad eine Steigung hinan. Die Straße war, mit Verlaub zu sagen, hundsmiserabel. Sie war stark von Autos zerfahren, und die Löcher waren mit scharfkantigem Steinschotter ausgefüllt worden. Auf einmal gab es einen scharfen, kleinen Knall, weißlicher Staub pulverte auf. Es war als ob in meiner nächsten Nähe ein Tesching abgeschossen worden wäre.

Ich bekam keinen schlechten Schrecken! Aber gleich darauf merkte ich, daß irgendwo der Luftschlauch geplatzt sein mußte, denn das Vorderrad begann jämmerlich auf dem Schotter zu klappern. Ich stellte michmutig das Rad auf den Kopf, riß den Mantel ab und entdeckte den Schaden am Ventil.

Im strömenden Regen eine Reparatur vorzunehmen, ist ein ziemlich zweckloses Bemühen. Der Klebstoff haftet nicht auf dem Gummi. So zog ich trübselig mit meiner invaliden Maschine

auf die Suche nach einem wasserdichten Unterstand, um den Schaden im Trödenen auszubessern.

Wie mir ein wandernder Schlossergeselle die Panne behob, erzähle ich in einem anderen Abschnitt dieses Buches. Ich erlebte in einem kleinen, leeren Heuschaber, wie sie im Allgäu auf jeder Wiese stehen, eine unterhaltsame Stunde mit zwei Bagabunden und hockte mit ihnen zusammen unter dem niedrigen Dache, bis der Regen wieder aufgehört hatte und ich die Fahrt fortsetzen konnte.

Im „Sonned“ bei Ellenbrüdi nahm ich ein Mittagessen, wie es die Arbeiter der dortigen Pulverfabrik erhielten. Für den lächerlichen Preis von neunzig Pfennigen gab es einen großen Teller Fleischbrühe und ein Riesenstück Leinwandbraten mit Kartoffeln und Salat, wie es schmachtender nicht gegeben werden kann. Der Wirt, eine Kolossalfigur von Ueberlebensgröße, mit der braunen Kurzleddenen angetan, war ein wilder Politiker, der mich auf Herz und Nieren ausfragte, wie ich über die Zeitumstände dachte.

Lieber Himmel, ich dachte auf dieser Wanderfahrt überhaupt nicht an Politik! Ich war froh, daß ich ihr auf einige Wochen entflohen war, und die neuen Zoll- und Steuergesetze waren mir im Augenblick entfesslich gleichgültig. Leute wie ich, die sich — leider — tagtäglich mit Politik herumschlagen müssen, werden anscheinend alle in den Ferien vollkommen indifferent und hören selbst Dinge, die sie sonst in wahnsinnige Aufregung versetzen würden, mit kühler Gelassenheit an, ohne sie der Mühe des Widerspruchs für wert zu halten.

Was wir sonst in allen Tonarten bejammern, daß nämlich das deutsche Volk in seiner Mehrzahl unverantwortlich unpolitisch sei, begrüßen wir unterwegs als eine Wohltat. Niemand mag von den Angelegenheiten, die ihn im Alltag beruflich beschäftigten, in seiner Freizeit viel hören. Nur rettungslos versimpelte Fachphilister reiten auch in den Ferien auf ihren Stedenpferden herum. Sie sind keine sehr angenehme Gesellschaft in der Sommerfrische und auf Wanderfahrten. So stimmte ich den blauweißen Ansichten des Sonnenedwirts ohne Einschränkung zu, aber es interessierte mich viel mehr, ob er die bunten Schützenheben an den Wänden alle selbst geschossen hätte.

Er war nur mit Mühe von seiner Kannegießerei abzubringen, doch als es endlich gelungen war, erzählte er sehr behaglich von seinen Helbestaten auf Schützenfesten und Jagdgängen. Das war erbaulicher anzuhören. Und schließlich bewies er mir auf der Wiese hinter dem Hause, daß er sehr wohl imstande wäre, auf hundert Schritt ein kleines Kognakglas in Scherben zu schießen, nachdem ich selbst dreimal vorbeigeschossen hatte. Glücklicherweise war in dem Glase kein Kognak mehr; den hatte er vorher ausgetrunken.

Von Ellenbrüdi ging es auf guter Straße über Wengen und Buchenberg in einer guten Stunde nach Kempten hinab, die letzten 5 Kilometer wieder in laufender Fahrt, wie immer, wenn man sich im Gebirge einer Stadt nähert. Die Städte liegen im Tale und die Straßen kommen teilweise von den Höhen herab, so daß man höchst schneidig in die Straßen einfährt, selbst wenn man todmüde ist.

Kempten, die Hauptstadt des Allgäu, sah mich nur auf eine Tasse Kaffee. Die Stadt ist hübsch, aber auch nicht vieles mehr, das zum Aufenthalt reizen könnte. Die Stadt besitzt den Ruf großer Frömmigkeit, aber es lockte mich nichts, diesen Ruf auf seine Wahrheit zu prüfen; ich nahm die Tatsache als gegeben hin. Mehr lag mir daran, den richtigen Weg nach Nesselwang-Füssen, meine nächsten Ziele, ohne langes Suchen zu finden.

Erfahrung hatte mich gelehrt, daß man sich vom Bahnhof aus stets am leichtesten orientiert. Ich suchte mir also auch in Kempten den Bahnhof und fand auch sofort einen radelnden Postbeamten, der mich aufforderte, ihm nachzufahren, da er ebenfalls dort hinaus führe. Inzwischen aber leerte der Unlucksmensch ein halbes Duzend Briefkästen und ehe er mich an der hohen Illerbrücke mit einer wohlwollenden Ermahnung, immer hübsch geradeaus zu fahren und nicht vom Rade herunterzufallen, verließ, verging fast eine halbe Stunde. Ich glaube, der Spaßvogel hat mir einen Narrenpossen gespielt und mich dreimal kreuz und quer durch die Stadt geführt, und ich Schafsnase war ihm auch treu und brav nachgeradelt.

Dafür war aber auch die große Staatsstraße, auf die er mich gebracht hatte, in einer so tadellosen Verfassung, wie ich sie in Süddeutschland selten gefunden habe. Breit, fest und trocken zog sie langsam ansteigend zwischen Feldern und Wiesen den nahen Bergen entgegen, die sich als graue Felszinnen gen Himmel erhoben. Der einzige größere Ort, den ich passierte, war 10 Kilometer hinter Kempten der Weiler Durach. Dann traf man an der Bahnstrecke wohl kleine Stationsgebäude mit wohlklingenden Namen, aber von den dazugehörigen Ortschaften war wenig zu sehen. Sie lagen meist in versteckten Seitentälern.

Im „Adler“ bei Bodelsberg suchte ich vor einem neuen Regengulste Zuflucht. Dies war für lange Zeit die letzte Tausche, die ich empfing.

Der Adlerwirt war gleichzeitig Stationsvorsteher von Bodelsberg, aber er vertraute mir an, daß er lieber Bier verkaufe als Fahrkarten, zumal er mehr daran verdiente. Er erwies sich aber auch als ein genauer Kenner der Landkarte Norddeutschlands und wußte die Entfernungen nach Leipzig, Dresden, Berlin und anderen Städten genau anzugeben, weil er in diesem Jahre bereits Fahrscheine dorthin ausgestellt hatte. Nach Dresden sogar drei Stück zweiter Klasse, woraus er den Schluß gezogen, daß Dresden eine sehr vornehme und reiche Stadt wäre.

Bei sinkender Dämmerung arbeitete ich mich mit dem Rade die Windungen der Straße nach dem „Radiumbade“ Dg hinauf und pendelte noch in stockdunkler Nacht eine halbe Stunde weiter, bis ich plötzlich voraus, tief unter mir, trauliche Lichter blinken sah, die zweifellos zu Nesselwang gehörten, wo ich für diese Nacht meinen Wigwam aufzuschlagen gedachte.

In vorsichtig gebremster Fahrt glitt ich über scharfe Kurven ins Tal hinab und fragte mich im Orte nach dem Gasthof „Zum Hasen“ durch, den mir der Adlerwirt von Bodelsberg als gut und billig empfohlen hatte, weil der dortige Wirt sein Schwager war.

Ich konstruierte mir schnell einen schönen Gruß an die Verwandtschaft und erhielt auf diesen Trick hin ein prächtiges Bett

für eine Matz zugewiesen. Mein Nachtmahl durfte ich am Familientisch einnehmen und machte der hübschen Wirtstochter lustig den Hof, als ich merkte, daß das schwarzhaarige Mädel dafür empfänglich war. Die dicke Mama sah dabei und hörte das Geplänkel wohlwollend mit an. Ich frante uralte Schnurren aus und erntete damit freundlichen Beifall.

„Na, Sie san oaner!“ kicherte das junge Ding ein über das andere Mal. Und da ich nicht in Abrede stellen konnte, „oaner zu san“, so widersprach ich nicht weiter und froh wohlzufrieden mit der Welt in das saubere, blütenweiße Bett.

Am nächsten Morgen strahlte der Himmel wieder in unwahrscheinlicher Bläue. Die kurze Regenperiode war zu Ende. Die hübsche Loni leistete mir beim Frühstück Gesellschaft und entließ mich mit einem niedlichen Schmollen.

„Schad, daß's schon gehu wolln! I hab heut frei, da hätten mr gut a bißl in die Berg steigen können!“

Ja, das war schade! Aber es war wirklich besser, sich rechtzeitig davon zu machen. Füßen und die Königsschlösser winkten als Programm dieses Tages, und dorthin wollte sie nicht mitkommen, obwohl sie auch ein Rad und in Schwangau eine Tante besaß. Aber auch einen Bräutigam! Und der hätte meine Gesellschaft vielleicht nicht gern gesehen.

Es blieb also nichts übrig, ich mußte einsam weiterradeln. Es ging über freies Feld, zur Linken mit weitem Blick über hügeliges Vorland, zur Rechten stieg die 1500 Meter hohe Alpspiz als ein waldiger Kegel mit grauer Felsenzinke an. Bis Fronten fuhr ich mit einem Güterzuge um die Wette, aber bei Kreuzegg schwenkte die Straße nach Füßen ostwärts ab. Und nun ging es immer angefichts des Hochgebirges, das hinter den dunklen Vorbergen aufstieg, an dem freundlichen Weißensee, ziemlich eben nach Füßen, dessen Klosterburg grau und trohig über dem alten Städtchen thront.

In den Straßen von Füßen herrschte buntes Leben von Fremden aller Art. Mächtige Tourenautos zwängten sich durch die schmalen Gassen. Geschäft lag an Geschäft. Man merkte es der Stadt an, daß sie fast ausschließlich von den Fremden lebte, die von den nahen Königsschlössern angelockt wurden. So war der Anblick, den das alte interessante Nest gewährte, etwas zwiespältiger Natur. Neben dem echten Gebirgler stolzierte der bergsteigerisch aufgeputzte Gentleman einher, neben dem echten Dirndl das nachgemachte aus Berlin und Leipzig und die überlegante Dame mit Bubikopf und Seidenstrümpfen. In einem Kaffeehause war bereits jetzt am Vormittag Konzert. Sogar einige Bars und Dielen entdeckte ich, die den Betrieb allerdings noch nicht geöffnet hatten.

Die alten Häuser sahen etwas verwundert auf das bunte Straßentreiben und wollten mit ihren Giebeln und Ertern nicht recht zu den grellen Reklamebildern passen, mit denen man ihre Stirnflächen benagelt hatte. Ueber die Lechbrücke folgte ich einem riesigen Kundfahrtautomobil, das mir guten Windschutz gewährte, bis es auf der asphaltierten Straße nach Hohenschwangau austrif.

Diese Straße glich einer mächtigen Allee mit herrlichen alten Bäumen, ebenso wie die Umgebung einem schönen, sorgfältig ge-

pfligten Parke glich. Nach einer letzten Biegung, die um den Kalbarienberg herumführte, erblickte ich dann zuerst den rittermäßig romantischen Burgbau von Neuschwanstein, der in hellem, übertünchten Grau aus den Wäldern herausstieg, und etwas später das rötlich gelbe Schloß Hohenschwangau, das ein wenig, aber auch nur ein wenig, der Wartburg ähnelt.

Das Bergpanorama ist herrlich, — ernst und fröhlich zugleich, nur die beiden Schlösser sind wie stark auf den Effekt berechnete Theaterdekorationen hineingesetzt. Sie sind zu absichtlich auf Wirkung gestellt, als daß es restlos schön wäre, was man sieht. Ich habe hier von jeher das Gefühl gehabt, einem großen Bluff gegenüberzustehen. Ich kann mir die Gegend sehr gut ohne die beiden Königsschlösser denken. Dieser heimliche Bergwinkel mit seinen hohen Waldbhängen, dem tiefen, blaugrünen Alpsee im Kranze dunkler Tannenhänge, würde weit schöner sein ohne die beiden dekorativen Kulissenburgen.

Das Innere der Königsschlösser ist zu oft beschrieben worden, als daß ich mich hier damit beschäftigen wollte. Die maßlose Verschwendung, die sich darin offenbart, verstimmt um so mehr, als überall die Flüchtigkeit der Arbeit, die Minderwertigkeit des Materials zu offensichtlich hervortritt. Vielfach ist es nur vergoldeter Stuck, der das Auge blendet. Darüber können auch die kostbarsten Kunstwerke nicht hinwegtäuschen, denen die gespreizte Umgebung nur als billige Folie dient. Die tiefe Schönheit der Natur kann dadurch natürlich nicht beeinflusst werden. Aber auch hier draußen tören die zahllosen, knatternden Autos den Genuß des Wanderers. Schade, daß die meisten Fremden Hohenschwangau nur seiner Theaterschlösser wegen aufsuchen. Sie sind das wenigst Schöne in diesem Herrgottswinkel.

Ich trieb mich dennoch bis zum Abend hier herum und zog erst im letzten Sonnenrot davon, um im nahen kleinen Dorfe Schwangau ein Quartier zu suchen. Am nächsten Morgen sah ich vom Ufer des Mannwaldsees noch einmal auf die Königsschlösser zurück, die im Lichte der jungen Sonne goldfarben schimmerten. Den letzten Blick warf ich noch aus einer Entfernung von 10 Kilometern zurück, wo die Bauten nur noch ein paar helle Flecken auf dem mächtigen Hintergrunde der Bergwälder waren, hinter denen die blitzenden Schneegipfel der Allgäuer Hochspitzen in den blauen Himmel hineinragten.

Hinter Sieingaden sah ich von einer Wiefenhöhe wieder nach Norden. Hundert Dörfer lagen eingebettet in lattes Grün. Fern auf dem Berge die alte Stadt Schongau. Etwas später aber verführte mich eine Wegtafel zur Abkürzung des Weiterweges nach Ammergau, die mich einige Stunden Zeit kostete und doch zu nichts führte. Der anfangs ganz manierliche Fahrweg hörte mitten im Walde auf und ging in einen steinigen Bergpfad über, so daß mir nichts anderes übrig blieb, als umzudrehen und auf die große Straße zurückzukehren. Hier hatte ich mich sogar auf der Karte gründlich verlesen und gleichzeitig ein schweres Mißtrauen gegen „Abkürzungswege“ gewonnen, die mich seitdem nicht mehr verführten.

Ueber die großen Dörfer Rothenbuch und Bayer-Loynen gelangte ich erst spät nachmittags nach Saulgrub.

wo ich mich wieder dem Hochgebirge näherte. Kasselnd kaufte die elektrische Eisenbahn Weilheim-Kohlgrub-Oberammergau vorüber und wies mir den weiteren Weg nach Oberammergau, das durch seinen geschäftstüchtigen Passionspielbetrieb in den Ruf des amerikanischen Ortes in Oberbayern gekommen ist.

Dieses halbstädtische Gebirgsdorf trägt eine merkwürdige Maske, ob nun die Festspiele in Betrieb sind oder nicht. Die Männer ähneln fast alle einem Petrus, Judas oder Johannes in Lederhosen, während die Frauen etwas natürlicher Marien- und Magdalenenhaftes an sich haben. Schon den kleinen Buben fallen die Köden bis auf die Schultern herab. Es kam mir aber noch kurioser vor, einen Christus in Zivil, angetan mit einem blauen Straßenanzug, bunten Strümpfen und Halbschuhen, in der eleganten Diele bei einer Tasse Koffa sitzen zu sehen, während die Kapelle einen Jazz spielte. Dieser Anblick bewirkte, daß ich die städtischen Bergstücker und die ondulierten Dirndl in gelben, grünen oder roten Seidenschürzen kaum noch bemerkte, die um den eleganten Christus herumsaßen und sich von ihm über seine Amerikatournee unterhalten ließen.

Weltberühmtheit schlägt nicht immer für den davon Betroffenen zum besten aus. Aber das bäuerliche Passionsnest ist trotzdem eine idyllische Sommerfrische. Die freundlichen Häuser mit ihren bunten Wandmalereien muten viel behaglicher an als die Leute, die dazwischen promenieren. Und der Ausstellungsraum der Schnitzschule imponiert ebenso durch prächtige kleine Kunstwerke als durch gepfefferte Preise für die Kostbarkeiten.

Hinter Ammergau führte die Straße direkt hinein in die Hochgebirgswelt. Das Ettaler Maundl stieß steil aus der Unzahl kleinerer Berge hervor, die hier verjammelt stehen, und Kloster Ettal mit seinen stattlichen, ockerfarbenen getünchten Gebäuden liegt wie eingekastelt in dem schmalen, tiefen Tal, das rings von hohen Bergen umgeben ist. Das Kloster pflegt neben christlicher Gesinnung auch die Fabrikation eines vortrefflichen Kräuterschnapses, von dem mir die Wirtin im „Bären“ fast mit Gewalt eine Flasche aufdrängte, ehe sie mich zur wohlverdienten Ruhe nach anstrengender Fahrt entließ. Dafür rauschten aber die Tannenwälder ihr ewiges Lied durch meine weitgeöffneten Fenster herein und wiegten mich in einen köstlichen Schlaf. Als ich nachts einmal erwachte, lag das Kloster im lichten Mondschein, der seine Fensterreihen blaußilbern erglänzen ließ. Ich konnte von meinem Bette aus die märchenhafte Herrlichkeit übersehen, die sich dort draußen ausbreitete, und schloß in tiefem Behagen wieder die Augen, um von neuem in traumlosen Schlaf zu versinken.

Der nächste Morgen brachte als erstes eine tausende Talsahrt auf vielfach gewundener Passstraße nach Oberau hinab. Anfangs ging es zwischen steilen Waldhängen und jähen Felsstürzen in das Loisachthal hinüber. Dann folgte in scharfem Fall Kehre auf Kehre, daß ich die Lenkstange hart umklammerte und so scharf in die Bremse treten mußte, daß sie stöhnte. Tief, tief unten lagen die Häuser von Oberau in der Morgensonne. Am steilen Berghang zog die Straße sich in steilen Serpentinien hinab, so daß aus einer Entfernung von 4 Kilometern in der

Luftlinie gegen 10 Kilometer Weges wurden. Von oben sah ich am Bahnhof den Frühzug von Garmisch nach München stehen, der eine steile, weiße Rauchsäule in die Luft sandte. Er sah in der Tiefe so fern und doch so nahe aus, daß man die Luft verspürte, sich durch die klare Luft hinobzuschwingen.

Es dauerte fast noch eine halbe Stunde, ehe ich auf der Talsohle angelangt war und in schlanker Fahrt durch den Ort mit seinen Hotels und Pensionen kaufte. Am Bahnhof bog ich in die Straße nach Garmisch ein, die im engen Loisachthal entlang führte.

Hinter Oberau sah ich ein neues „Marterl“ an der Straße stehen, dessen gereimte Inschrift ich mir abschrieb. Die Tafel war dem Andenken eines Eisenbahners gewidmet, der an dieser Stelle von einem „raufenden Automobil“ überfahren und getötet worden war. Die Inschrift lautete:

Der fährt im Auto, — der im Wagen,
Der Dritte kriecht zu Fuß die Lebensbahn,
Und langen alle nur nach ihren zugezählten Tagen
Zur rechten Zeit beim Grabe an!

Von den vielen Marterln und Tototafeln, die ich in Bayern gesehen und deren Texte ich notiert habe, war dieses das sinnreichste. Es sprach eine tiefe Wahrheit aus, denn die Schnelligkeit unserer Lebensfahrt zum Grabe läßt wohl für niemanden etwas zu wünschen übrig. Die Straßen im Oberland, noch mehr die Felssteige im Hochgebirge weisen zahllose solcher Marterln auf. Wo Steinschlag, Lawine, Unglücksfall oder Verbrechen einen Menschen dahingerafft haben, wird ein Tafel mit einem Verse und vielfach einem rührend uneholfenen Bilde errichtet und alle Vorübergehenden sprechen ein kurzes Gebet für die arme Seele. Die Marterln sind Ueberbleibsel jener Steinmale, die man früher an Mordstellen usw. aufstürzte. Jeder Wanderer warf einen Stein dazu. Dann tamen die „Steinemänner“ und Steinkreuz, die noch heute hier und da zu finden sind. In den Marterln lebt die alte Sitte fort.

Dem Städter kommen die holperigen Verse oft komisch vor, aber nicht selten spricht eine naive Lebensweisheit aus ihnen, die aus dem Munde berühmter Philosophen stammend, jedem Menschen geläufig werden würde. Obiges Verslein scheint mir eine gute Probe dafür zu sein.

Hier war ich nun im berühmten Werdenfeller Lande. Zwar sah ich im Tal bei Oberau noch nichts vom Wettersteingebirge. Tannenbewachsene Hänge stiegen Hunderte von Metern steil an und streckten graue Felszacken wie Zähne eines riesigen Raubtiergebisses aus. Besonders der jähe, düstere Rottkopf drohte gefährlich herab. Dann aber öffnete sich die dunkle Enge des Tales, und goldrot leuchtend lag die ungeheure Mauer des Hochgebirges vor mir.

Wagensteine, Zugspitze, Alpsee, Dreitorspizze und wie sie alle heißen, standen wie in Parade aufmarschiert vor mir. Sie dräueten bedenklich mit ihren Zacken, Graten, Schrofen und Schrunden, aber die Sonne kleidete sie in leichte Galauniform. Vom Gipfel der Alpsee wehte eine unwahrscheinliche weiße Wolkensahne, als wäre sie daran festgebunden.

Die pittoreske Dreitorsspitze erinnerte mich an einen mißglückten Besteigungsversuch vor 12 Jahren, bei dem ich auf einem schmalen Felspfade klebend zum ersten Male etwas wie Todesfurcht empfunden hatte. Ein eifriger Wind jagte bleifarbene Wolkenmassen gegen die Felsen, daß nicht einmal mehr der nächste Griff und Tritt zu sehen waren. Wir mußten uns mühsam wieder herunterarbeiten ins Raintal, wo wir nach manchem stummem Stoßgebet anlangten.

Vor dem Massiv der Zugspitze standen die beiden trozigen Wagensteine als Wachtposten.

Ich war beim ersten Anblick des Hochgebirges vom Rade abgesprungen und hatte mich zu stillem Schauen am Strakenrande niedergelassen. Welch ein Farbenreichtum! Vom Dunkel der Tannenwälder über das Lichtgrün der Almwiesen schweifte der Blick in die Felsenwelt hinauf, die wie eine erstarrte Sturzwelle zum Himmel aufbrandet. Vom violetten Grau bis zum schimmernden Messinggelb, vom Laßurrot bis zum blendenden Weiß eines Schneefelds gehen die Farbtöne ineinander über. Das Ganze überdacht vom lichtblauen Himmel, der an den Rändern in ein flimmerndes Goldsilber übergeht! Ich trank mit durstigen Augen diese lebendige Schönheit und vermochte mich von ihrem Anblick kaum loszureißen.

Hier im Werdenfeller Tale lag eines meiner eigenen Jugendparadiese. Von München zogen wir damals an jedem sonnenklaren Samstag hier heraus, um an den widerspenstigen Felsen unsere Kletterkünste zu erproben. Und im Winter lockten die Skigebirge und Rodelbahnen. Mit unseren lustigen, jungen Freundinnen ein springlebendiges, manchmal lärmendes, manchmal zartgedämpftes Jugendidyll. Das bißchen Verliebtheit gehörte halt dazu, ich möchte sie um alles in der Welt nicht in meinen Erinnerungen missen, denn wie ein alter, vorwziger Kater nache ich auch heute noch gern von dem süßen Rahm der Liebe, wenn auch bedächtiger und feinschmeckerischer als damals, wie wir noch so herrlich jung und so wundervoll töricht waren, daß diese beiden Eigenschaften nur von den entsprechenden der kleinen Partnerinnen unserer Dummheiten übertrossen wurden.

Am Bahnhof von Garmisch-Partenkirchen steht ein kleiner Gasthof — heute nennt er sich „Hotel-Restaurant“ — „Zum Werdenfeller Tisch“. Hier feierte ich im getäfelten Gastbüchsen ein stilles Erinnerungsfest und lebte mich um zwanzig Jahre zurück. Als ich in den Fremdenbüchern blätterte, stieß ich auf eine Eintragung aus dem Jahre 1908, die meinen Namen und daneben ein feingekritzelttes „Cenzl“ zeigte. Cenzl — das war die schlanke, feine Crescentia aus Schwabing, schwarzhaarig, blauäugig, um die ich mich mit einem Freunde bitterböse gerauft hatte, und die hernach einen Gastwirt in Milbertshofen heiratete, — zu ihrem und unserem Glück! Denn wir beide wären wohl ebenfalls bereit gewesen, sie zu heiraten, wenn der Gastwirt uns nicht dieser Mühe überhoben hätte.

Den Nachmittag benutzte ich zu einer Radfahrt über Graiana nach dem Eibsee, aus dem die Zugspitze in fast ungebrochenem Fall emporsteigt. Auch diese steilen Schründe sind wir einst hinabgestiegen, drei junge Burken, ohne Seil und Füh-

zung, um tagsdrauf über die Törle nach dem tirolerischen Ehrwald hinüberzuklettern, wo wir am Sebensee auf Ludwig Ganghofer Jagd machten, der sich aber nicht sehen lassen wollte. Heute würde ich es nicht mehr tun, — dem Ganghofer nachspüren! So wechseln die Götter der Zeit!

Der klare Himmel blieb mir auch im Revier des Wettersteins treu. In der nächsten Morgenjonne schob ich mein Rad frohgelaunt die Straße an Rainzenbad vorüber nach Mittenwald empor, ohne über den Schweiß zu murren, den es kostete. Neben mir froh die elektrische Eisenbahn nach Innsbruck in das Hochgebirge hinein. Ich nahm regelrechte Parade der Wettersteiner Riesengarde ab, doch immer wieder wandte ich den Blick zur massigen Zugspitze, ob ich im scharfen, klaren Morgenlicht nicht das scharfe Gipfelhaus erspähen würde. Ein Zug, vollgestopft mit Touristen, rasselte vorüber. Dann ging die Straße ziemlich eben bis nach Kais, wo es wieder zu Fuß gehen und das Rad führen hieß. Die mächtige, dunkle Wand des Karwendelstieg ernst gegen den Himmel empor und schien die Welt hier abzuschließen.

Doch als ich nach ausgiebiger Rast in Mittenwald mit seinen bunten Geigenmacherhäusern mich wieder aufsehte, um den Vormittagsweg wieder zurückzurollen, hatte ich nur aufzupassen, daß ich vom Rade nicht wieder hinunterfiel. Die Kilometersteine flogen nur so vorüber, und im Handumdrehen war ich wieder in Kais, ohne einen Tritt getan zu haben. Dann aber verlangsamte ich die Fahrt, als es zum Walchensee hinunterging. den ich beim „Eremiten“ erreichte.

Tiefgrün lag der See vor mir in einer unendlichen leuchtenden Stille. So sanft und friedlich sahen die Wasser aus, deren ungebärdige Wut bei schwerem Wetter ich doch gleichfalls schon kennen gelernt hatte. Der Walchensee ist ein heimtückisches Gewässer. Blitzschnell kann ein Sturm von den Bergen herniederbrechen und die dunklen Wellen aufwühlen, und schon mancher Fischer hat in der Unergründlichkeit des Sees sein Grab gefunden.

Dorf Walchensee zog vorüber. Urfeld kam in Sicht. Hier strömen die Wasser des Sees in die mächtigen Tunnel des Bayern-Kraftwerkes, die sie riesigen Turbinen zuleiten und zu empfiger Sklavenarbeit zwingen. Ganz Südbayern wird von hier aus mit Licht und Kraft versorgt. Ferner beginnt hier aber auch die berühmte Kesselbergstraße, die als Automobilprüfungsstraße Welttruf erlangt hat. In kurzen, steilen Kurven windet sie sich unter dem Herzogenstand zur Paghöhe hinauf und führt von dort in weitläufigen Serpentin — 2 Kilometer Luftlinie, 7 Kilometer Straße! — durch dichten Wald zum Kesselsee hinab, wo ich abends im Gasthof „Zum grauen Bären“ Unterschlupf fand.

Der Kesselsee liegt 300 Meter tiefer als der nahe Walchensee. Ein schmaler Bergattel dient als Damm gegen die ungeheure Wassermasse, die erst durch das Kraftwerk ihren sichtbaren Abfluß gewonnen hat. Wo der natürliche Abfluß sich befindet, weiß man heute noch nicht. Die Volkspantasia prophezeit, daß einstmal die Wasser des Walchensees den Damm des Kesselberges durchbrechen und das ganze Vorland mit seinen Dörfern

und Städten einschließlich München zerstören werden. Es ist zu hoffen, daß das Bayernwerk diese Gefahr, diese bayerische Sintflut, abgewendet haben wird.

Der „Schmied von Kochel“, der in Erz gegossen inmitten des Ortes steht, gab mir seinen Segen zur Weiterfahrt. Es galt nun wieder, nach der bequemen Rutschpartie des vergangenen Tages, gründlich die Pedale zu treten. Am Bahnhof Kochel stand ein halbes Duzend der hübschen, schokoladenfarbenen Postautomobile zur ersten Tagesfahrt bereit, um die Touristenwärme nach Tölz und Wittenwald zu bringen. Hinter mir ragten Herzogentstand und Heimgarten, zur Seite streckte sich die steile Benediktenwand.

Es ging wieder über ausgedehnte Felder nach Benediktbeuren, wo die Wälder des Nartals begannen. Vor Wolfshausen gab es eine fast zwei Stunden lange Heidefahrt. Dann fiel der Weg in das Tal der wilden, rauschenden Isar ab, die mählig grünlich in ihrem Bette von Steinblöden dahinschäumte, berührte Andechs und Schäftlarn mit seinen Klöstern, Stiften und Brauereien und zog schließlich durch den schönen Forstrieder Park, nachdem ich noch der himmelhohen Großhesseloher Brücke einen Besuch abgestattet hatte, in das alte, lustige München ein.

Hier war meine Gebirgsfahrt zu Ende. Was nun folgte, war nur noch ein braves, ausdauerndes Radeln durch zahmes Hügel-land. Obwohl die Strecke von Lindau bis München mit allen ihren Umwegen nur wenig über 300 Kilometer lang gewesen, hatte ich doch fast acht Tage dazu gebraucht. Ich war — wie im Hegau — nach allen Regeln der Kunst durch Oberbayern hindurchgebummelt. Jeder Tag, jede Stunde hatte mir Unvergessliches gegeben. Nun, als die Alpen hinter mir versanken, überfiel mich leise Trauer, daß ich nun das alles wieder verlassen mußte.

Die Frauentürme von München, die einst, wenn ich von Norden kam, mir stets ein freudiges Herzklopfen verursacht hatten, weil sie den Anbeginn einiger fröhlicher Wochen bedeuteten, riefen heute das Gegenteil in mir hervor. Sie zeigten mir gewissermaßen den Abschluß meiner beschwingten Wanderfahrt auf dem flinken Zweirad an. Was nun kam, war schon Heimfahrt — Rückkehr in den gewohnten Alltag!

Alles vergeht! Und wenn ich nächstes Jahr wieder einkehren werde, ist mein Haar abermals um einen Schein grauer geworden. — Ich fasse mein Rad mit beiden Händen fest. Es soll mich noch oft in die helle Sommerwelt hineinragen und mir heißen der Zeit ein Schnippschen zu schlagen! Und dem Lebte wohl ihr Berge! fügte ich deshalb ein hoffnungstroses Auf Wiedersehen! hinzu, das schon im nächsten Jahre in Erfüllung gehen soll, wenn — nichts dazwischen kommt!

Als wir jüngst in Regensburg waren . . .

Ich hätte mich in München kaum aufgehalten, wenn nicht in dem Augenblick, als ich die Stadt wieder verlassen wollte, das Hinterrad meiner Maschine tief aufgefeszt und elend auf dem

Pflaster zu klappern begonnen hätte. Als ich absprang und nach der Ursache des Schadens sah, stellte ich die völlige Invaliderität der Laufdecke fest. Es war auf den Gebirgsstrahlen zu hart darüber hergegangen. Denn — das muß gesagt sein — die Straßen waren 1925 noch teilweise in einem jammervollen Zustand. Von Autos gefahren, wurden sie nur mit Schotter überworfen, und es wurde den Wagen überlassen, sie wieder glatt zu fahren. Gründliche Ausbesserungen waren erst streckenweise im Gange.

Wenn ich so viele Kilometer weit über den spitzen Schotter hinwegrollen mußte, war mir um den Gummii oft angst und bange geworden. Einmal hatte ich den Hinterradmantel bereits unterlegt und er hatte notdürftig gehalten. Aber nun wollte er nicht mehr mittun. Ein langer Riß klappte neben dem Wulst und der Luftschlauch war ebenfalls zerschunden.

Zum Unglück war ein katholischer Feiertag und sämtliche Läden waren geschlossen. Der Hausknecht des Hotels wollte mir einen Mantel für 12 Mark aufschwätzen, doch ich dankte dafür. Ich faßte die Panne als einen Wink auf, wenigstens einen Tag in München zu verweilen. So gab ich nach und wanderte noch einmal durch alle Straßen, die mir von früher her lieb und vertraut waren. Auch das Bayerische Nationalmuseum am Englischen Garten suchte ich auf, nur um die schöne Sammlung alter Weihnachtskrippen zu sehen, besonders mein Lieblingsstück, den verschneiten und mondbeschiedenen Marktplatz einer alten deutschen Stadt, — ein Weihnachtsbildchen, das mir immer wieder ans Herz ging. Zwischen diesen Weihnachtskrippen, die wie kleine und größere Guckkastenpanoramen aufgestellt sind und künstlich beleuchtet werden, verweilte ich längere Zeit, wie damals, als ich die Sammlung zum ersten Male gesehen hatte. Aber neben allen anderen prunkvollen, italienischen und spanischen Krippen ergriff mich jenes kleine Kunstwerk eines deutschen Meisters stets am tiefsten. Die traute, heimliche Poesie der deutschen Stadt im Schnee, der mondbeschiedene Marktplatz mit den giebeligen Patrizierhäusern, deren Fenster zum Teil erleuchtet sind, erzeugt so etwas wie eine naive Heimatsstimmung. Ueber den Marktplatz hinweg zieht eine Reihe kleiner Planwagen. Man weiß nicht warum, aber, wenn man dieses Bildchen betrachtet, muß man an Weihnachten denken.

Der Nachhall dieser Stimmung war es, in dem ich dann durch die alten Straßen Münchens wanderte, die sonntäglich still waren. Als ich dann in die Türkerstraße bog und vor der alten, wohlbekannten „Simplizissimus“-Kneipe stand, in der einst Kati Kobus regierte, und 1908 — der junge Hans Boettcher, heute Joachim Ringelnatz, seine Simplizissimusträume registrierte, überfiel mich Nostalgie. Was waren wir damals fidel in diesem kleinen Fuchsbau, wo man höchstens einen kleinen Hoder als Sitzplatz erhielt und das Glas Ananosbowlie in der Hand behalten mußte, wo der alte Prüfer mit Todeserachtung sein Klavier paukte, obwohl ihn unter dem roten Kopftuch das Zahnweh jämmerlich plagte! Die Ananosbowlie der Kati Kobus hatte Ringelnatz zu einem Gedicht begeistert, das ich hier der Vergessenheit entreißen will, um zu zeigen, was die liberale Kati ihrem Hausdichter für Anpassungen gestattete.

Die Simplizissimus-Bowle.

Im Hofe draußen steht 'ne Tonne,
Am Himmel droben glänzt die Sonne,
Und zwischen Sonne und dem Faß
Steht Kati mit 'ner Ananas!
Wenn nun — jetzt wird die Kati blaß! —
Der Schatten von der Ananas
Schräg in die Wassertonne fällt,
Dann ist die Bowle hergestellt!

Ich weiß nicht, ob Joachim Ringelnatz sich heute noch zu diesem Gereime bekennen wird, aber ich kann ihm nicht helfen, er hat es dennoch verbrochen!

Ob Kati Kobus noch lebt, weiß ich nicht, aber Joachim Ringelnatz ist heute ein berühmter Mann. Aus der Simplizissimus-Kneipe ist eine ganz moderne Bar geworden, in der von der alten, etwas liederlichen Feuchtröhllichkeit nicht mehr viel übrig geblieben ist. Künstler und Dichter scheinen dort nicht mehr zu verkehren, nur noch sehr elegante Kavaliere mit ihren Damen, die sich von ebenso eleganten Kobarettleuten Boheme vorspielen lassen. Damals konnte jeder, der sich dazu berufen fühlte, sein Talent produzieren. Manger junge Dichter ist dort bekannt geworden, und Fritz von Ostini hat manches bei Kati Kobus registrierte Gedicht in die „Jugend“ aufgenommen. Ringelnatz aber trat im Fasching 1909 dort als Mark Twains uneheliche Tochter auf und war in seinem Biedermeierkleidchen ein sehr niedliches kleines Mädchen, nur seine Nase war etwas zu groß dazu!

Erinnerungen! München besteht für mich fast nur aus Erinnerungen, heiteren und wehmütigen. Die alten, lustigen Kumpare sind dahin. Was sollte ich noch dort? Ich verbotte den Abend halb gerührt, halb grimmig im „Donis“ am Marienplatz. Und am nächsten Morgen schleifte ich mein Rad in die nächste Reparaturwerkstatt und ließ mir auf das invalide Hinterrad eine funkelneue Bereifung aufmontieren, um für die Heimfahrt durch Niederbayern und die Oberpfalz gerüstet zu sein. Und eine Stunde später radelte ich durch das Siegestor über Schwabing wieder in das freie Land hinaus, Richtung Freising, das ich nach zwei Stunden schon erreichte.

Der alte Bischofsitz oben auf der Höhe interessierte mich nur von außen, ebenso die weltberühmte Brauerschule, aus der sogar Amerika seinen Bedarf an Bierzeugern deckte, als es noch nicht trockengelegt war. Ein bayerischer Landsmann in Neuyork, just ein Bierbrauer aus der „Lion Brewery“, murrte damals ganz grauslich über das Verlangen der Amerikaner, Münchner Bier aus Hudsonwasser herzustellen. „Ma koann in diesem Land machn, was ma will, — 's bleibt halt immer nur a Soak, das Bier!“

Von Freising ging es über Moosburg im Martal abwärts nach Landshut, wo ich mich wieder einmal zu Mutter Grün ins Nachtquartier begab, um die bayerischen Gastwirte nicht gar zuviel verdienen zu lassen. Wundervoll war es hier! Tief eingerissen in die Hochebene rauscht die grüne Nar in ihrem waldigen Tale dahin. Dieses milchige Grün des Wassers erinnert als einziges noch an das nahe Hochgebirge, aus dessen Höhen die Nar

herabkommt. Selbst hier noch machen ihre Wellen reichlich Spektakel, obwohl sie so zahn zwischen den Uferfelsen dahinziehen. Bergkinder verlieren ihr Temperament nicht so schnell. Die schnellen Wasser rollen kleine Felssteine in die Donau hinab.

Landshut ist wegen seiner Knackwürste fast ebenso berühmt wie Regensburg. Außerdem hat es eine Menge schöner, alter Häuser und eine Straßenbahn, auf der zwei Wagen zwischen Stadt und Bahnhof immer hin und herfahren und sich sehr freuen, wenn sich einmal ein Fahrgast meldet. Das soll dann stets auch in der Zeitung stehen. Sonst hat die Stadt nicht viel Bemerkenswertes aufzuweisen als einen Wochenmarkt, für den dann die Hauptstraße reserviert bleibt. Ich machte mich alsbald weiter auf die Fahrt nach Norden, die von hier aus recht eintönig wurde.

Die Sonne brannte heißer wie in Franken und die kahle, hügelige Gegend bot nur wenige Reize, als da sind Rübenfelder und Kartoffeläcker, auf denen Scharen gebücker Frauen und Kinder arbeiteten, während sportmäßig gekleidete Wirtschaftsebenen mit der Zigarette im Schnabel hinter ihnen herumspazierten. Die Bevölkerung machte mir einen merkwürdig wortfargen und gedrückten Eindruck, was mir nach dem frischen, freimütigen Wesen der Bergbayern besonders auffiel. Auch die Dörfer sind nicht so farbenfroh und weitläufig wie im Allgäu und Werdenfels. Die Häuser kriechen eng aneinander und duden sich ängstlich zusammen. Der Gruß der Leute klingt nicht allzu freundlich.

Ich kann mich irren, aber ich glaube, Niederbayern ist ein reiches Land mit armen Bewohnern. Man fühlt so etwas aus dem Anblick der Menschen und ihrer Wohnungen heraus. Jedenfalls ist mir die Strecke zwischen Landshut und Regensburg nicht in sehr freundlicher Erinnerung, nachdem ich auch noch aus einem Gasthause von trunkenen Bauern ohne Grund als Saupreuß' hinausgeekelt wurde.

Erst hinter Eggmühl, dem alten Schlachtort, wurde das Gesicht der Landschaft wieder freundlicher, und die Bewohner schienen zugänglicher zu sein. Es ging auf das heitere Donautal zu. In Flußtalern ist das Leben immer lebendiger, als auf trodenen Hochebenen, die nur rein agrarischen Zwecken nutzbar sind. Wälder wurden wieder sichtbar, die sich weithin erstreckten. Die Ortschaften waren größer, die Häuser stattlicher. Man merkte hier wieder ein starkes, selbständiges Freibauerntum, während bisher nur ärmliche Rätnerwohnungen gewesen waren. Und die Arbeit auf den Feldern schien frischer und munterer vor sich zu gehen, wie überall, wo Menschen auf eigenem Grunde wirtschaften und nicht im fargen Taglohn für große Herren.

So drückten auch die sozialen Verhältnisse einer Gegend der Landschaft ihren Stempel auf. Der ländliche Proletarier ist vielleicht so brutal vom Nahrungselend bedrückt und der Arbeitsnot preisgegeben, aber dennoch ist sein Anblick noch weniger erfreulich, als der Anblick des städtischen Proletariats. Ich glaube nicht, daß dies nur ein äußerlicher Eindruck ist, der die wahren Verhältnisse verkennen läßt. Die Erfahrungen, die nicht nur ich persönlich gemacht habe, lehren diesen Unterschied nach kurzer Zeit erfassen.

In der Ferne gegen den Hintergrund dunkler Wälder erschien ein heller Bau von griechischen Formen. Es war die Walthalla, die bereits jenseits der Donauniederung lag. Dann ging es noch einige Kilometer durch halb städtische Vororte, und auf einmal war ich in Regensburg am Bahnhof, ohne bemerkt zu haben, daß ich in die Stadt eingefahren war.

Wenn man die Regensburger auswärts von ihrer Stadt sprechen hört, so schimpfen sie meist darüber. Es ist möglich, daß einem lebhaften Menschen auf die Dauer das alte Mauerwerk langweilig wird, aber für den Fremden ist es immer anziehend und anregend mit seinen alten, grauen, etwas ungefügen Bauten. Das Rathaus ist etwa 100 Jahre älter, als das von Nürnberg, was aber nicht viel besagen will. Einen Vergleich mit Nürnberg hält die Stadt jedenfalls nicht aus, dazu fehlt ihr das künstlerisch Heitere und Geweihte der Pegnitzstadt. Regensburg ist ernst, schwer und massiv. Seine Kirchen stehen breit und stämmig da, wie in die Erde eingerammt. Seine alten Konvikthäuser sind schmucklos, aber ihre Steinmassen wirken monumental, obwohl sie keineswegs mächtig sind. Selbst das merkwürdigste architektonische Bildwerk der Stadt, jenes groteske Kirchenportal hinter dem Schlosse, hat etwas Ungefüges, etwas Primitives mit seinen gemeißelten Skulpturen, die an die Karolingerzeit erinnern.

Zu den Regensburger Sehenswürdigkeiten gehört außer der alten Römerbrücke auch noch die Walthalla. Eine niedliche Klingenbahn fährt hinauf. Sie hält in Stadthof mitten auf der Straße und bimmelt in etwa einer Stunde jenseits des Regensflusses auf die nahe Donauhöhe hinauf.

Das Schöne an der Walthalla ist die äußere Ansicht, die allerdings in ihrem hellenischen Tempelstil wenig dem germanischen Namen entspricht. Jedoch wirkt der Bau, solange man ihn von außen betrachtet. Im Innern mutet er wie eine Art langweiligen Museums an. Dort stehen sie in ihren Nischen, die marmornen Größen eines versunkenen Ruhms, über die heute die Urteile so zwiespältiger Natur sind. Es tut mir leid, aber von der Weihe einer großen Vergangenheit habe ich in dieser polierten Halle nichts gefühlt. Diese Marmorbüsten schauen kalt und fremd. Sie haben etwas Geisterhaftes, so daß ich ziemlich unbewegt die Ausstellung wieder verließ.

Herzlich aber ist der Blick von der Walthalla über das Donautal hinweg. Der silberne Strom zieht in weitem Bogen in der Tiefe dahin. Und jenseits des schimmernden Bandes sah ich weit nach Süden in das Land zurück, das ich gestern durchquert hatte. Dort unten lagen die Berge, die grünen Täler, die ewigen Wälder. Obgleich ich sie erst vor wenigen Tagen verlassen hatte, fühlte ich doch schon wieder die Sehnsucht nach ihnen. Hier auf der freien Treppe der Walthalla sagte ich den Entschluß, im nächsten Jahre wieder zurückzukehren und von dieser Stelle aus eine Fahrt nach Oesterreich, durch Steiermark, Kärnten und Tirol zu unternehmen, tief hinein in das Herz der Alpen, soweit es mir und meinem Rade zugänglich sein wird.

Denn daß auch diese Reise zu Rade unternommen werden würde, das stand ohne weiteres fest. Die leichte, flinke Maschine war mir in diesen Wochen so sehr ans Herz gewachsen, daß ich sie

oft wie ein lebendiges Wesen betrachtete, streichelte und ansprach. Ich pflegte sie mit einer Zärtlichkeit wie nie zuvor. Sie hatte mich über Strecken hinweggetragen, die mir zwar nicht mehr imponierten, nachdem ich sie bezwungen hatte, an die ich aber noch vor Wochen mit stillem Respekt gedacht hatte. Nie hatte sie versagt, so lange ich selbst nicht versagte. Sie hatte mich meine eigene Kraft wieder kennen gelernt. Sie hatte mich in die tiefste, heimliche Schönheit der Natur hineingeführt, an der ich sonst im Eisenbahnwagen flüchtig vorübergetragen worden wäre.

Das Gepäck auf dem Buckel, mit offener Brust flog ich die Straße in das Regental wieder hinab, nachdem ich mich dort oben satt geschaut hatte. Unten aber bog ich auf der Staatsstraße nach Norden ab, wohin mich der Heimweg führte.

Und wieder begann der lebhafteste Wechsel von Tal und Hügel, von Wald und Wiese, folgten sich Dörfer, Weiler und uralte, turmgekrönte Städtchen mit merkwürdigen Namen: Regenslauf—Irrenlohe—Schwandorf. Die Landschaft der Oberpfalz hat hier etwas schwermütig Weiches. Bei Irrenlohe glühte der Himmel in einem tiefen, goldenen Abendrot, gegen das sich Türme und Waldwipfel dunkel abzeichneten. Der Fluß zog lautlos zwischen hängenden Uferweiden dahin. Hier und da schlug ein Fischlein auf. Und in gleitenden Rähnen sangen junge Menschen rührend naive Abendlieder.

Die Wegweiser an der Straße zeigten immer niedrigere Kilometerzahlen an. Es waren nur noch 190—160—130 Kilometer bis nach Hof, wo ich den Ring, den ich vor drei Wochen begonnen hatte, schließen wollte. Die erste Nacht in der Oberpfalz verbrachte ich still am Ufer des Flusses und sah über das dämmernde Tal zurück. Im nächsten Morgengraun nahm ich noch ein Bad im Freien und trocknete mich wieder an der Sonne. Dann trank ich mit Behagen meinen Kaffee eigener Zubereitung und zog gegen 7 Uhr weiter talaufwärts, bis ich gegen Mittag das stille, sehr ländliche Städtchen Schwandorf erreichte.

Hier traten zur Rechten die Waldbänge des Bayerischen Waldes näher, während sich weit voraus zur Linken bereits die dunklen Höhen des Fichtelgebirges zu zeigen begannen. Dort nordwärts war wieder bekanntes Land. In einem Städtchen, dessen Name mir entfallen ist, quartierte ich, 120 Kilometer von Regensburg entfernt, die zweite Nacht. Dieses Städtchen lag am Fuße eines jähen Berges, den eine schlanke, schmale Burgruine krönte. Der Gasthof, in dem ich logierte, war über 300 Jahre alt, und der Weg nach meinem niedrigen, dunkelgetäfelten Zimmer führte durch ein kleines Labyrinth dunkler Korridore, über Treppen hinauf hinab, deren Stufen fnarrten und ächzten. Es war etwas unheimlich in dem großen, dunklen Hause.

Doch als ich am nächsten Morgen erwachte und auf das schmale Gäßchen hinaus sah, erblickte ich gegenüber in einem Erker ein feines, schmales Mädchengesicht, das neugierig herüber sah. Wir schauten uns nur wenige Sekunden in die Augen, dann lächelte ich und das holde Kind lächelte zurück. Aber plötzlich schlug helles Rot in ihr Gesichtchen und sie verschwand vom Fenster. Und auch diese Sekunden wurden mir zu einer feinen, zarten Erinnerung. Es war so lieb! Das Mädel hatte licht-

braunes Haar und große helle Augen, die mich den ganzen Tag begleiteten.

Die Stadt Weiden ist lebhaft, hell und lustig, und ihre stattlichen alten und neuen Häuser fielen mir auf. Zwei hohe, buntbemalte Tore sind mir im Gedächtnis und ein großer, lindenbewachsener Kirchplatz. In der Stadt war Markttag und es wimmelte von Menschen und Wagen. Ich ließ mich einige Zeit darin treiben, dann aber ging es wieder hinaus in das sonnenbeschienene Land.

Aber die Baumeister der großen Straße nach Sachsen brachten mich diesmal fast zur Verzweiflung. Das breite Tal zog sich in weiten Windungen dahin, aber sie hatten es anscheinend darauf abgesehen, jeden Umweg zu vermeiden und hatten die Straße fast schnurgerade über die immer stärker ansteigenden Berge geführt. Immer wieder mußte ich vom Rade herunter und die Maschine langsam bergauf schieben. Doch auch diesmal blieb der interessante Lohn nicht aus. Von der Höhe herab sah ich in einem Waldtale ein uraltes „Ringdorf“ liegen, eine Art Dorfveste, unverändert in ihrer ursprünglichen, merkwürdigen Anlage. Ein Duzend Häuser etwa waren im Dreieckskreis um einen zentralen Hof gebaut, sodas ihre Rückseite eine starke Mauer bildete. Inmitten des Kreises lag ein weiter Platz, der als gemeinsamer Wirtschaftshof diente. An der offenen Stelle des Ringes schloß eine mächtige Mauer mit hohem, starkem Tor den Eingang zu der dörflichen Festung.

Das Dörfchen sah noch heute ziemlich trozig und mehrhaft aus und erinnerte an die Zeiten, da Städte und Dörfer des heiligen deutschen Reiches noch keinen Augenblick vor den Ueberfällen ihrer ritterlichen Nachbarn und bewaffneter Räuberbanden sicher waren.

Stundenweite Hochwälder nahmen mich jetzt wieder auf. Ich war hier mitten im Bayerischen Walde. Und bei der hübschen Stadt Tirschenreuth sah ich wieder das Schildchen „Grenzbezirk“ an der Straße. Die böhmische Grenze war in nächster Nähe. Und zwei Stunden weiter, hinter Mitterteich, verschlehte ich den Wegweiser und schlug ahnungslos eine falsche Richtung ein.

Ich fuhr harmlos und vergnügt auf der Waldstraße dahin, als ich in der Nähe einiger einsamer Häuser angerufen und von zwei Gendarmen in ungewohnten Uniformen angehalten wurde.

„Heda! Wohin?“

„Nach Marktredwitz!“

„Jesus! Da sind Sie aber arg verkehrt gefahren! Hier sind Sie in der Tschechoslowakei!“

„Manu?“

Ich sah mich um und entdeckte richtig im Gebüsch die Grenzpfähle, farblos, verwittert, so daß ich an ihnen achtlos vorübergefahren war, ohne sie zu bemerken.

Die beiden Lächerchen nahmen aber die unbeabsichtigte Grenzverletzung nicht weiter tragisch. Sie beschrieben mir genau den rechten Weg und ließen sich sogar herbei, eine reichsdeutsche Zigarre anzunehmen. Dann kehrte ich um und radelte den Weg nach Mitterteich wieder zurück, wo ich denn auch glücklich den

halbversteckten Wegweiser entdeckte. Es scheint hier nicht so genau darauf anzukommen.

In einem kleinen Gasthause „Zur Stadt Eger“ verbrachte ich meine letzte Nacht in Bayern, da mit dem sinkenden Abend ein leiser, feuchter Nebel mich von den 18 Kilometern bis Marktredwitz abschredete.

Der Pilsner Urquell ist billig hier an der Grenze. Ob er ebenfalls diskreter Herkunft war, wie der Emmentaler Käse in Radolfzell, kann ich nicht sagen, aber der Trank mundete so gut, daß ich bei der Unterhaltung des Wirtes eine kleine Orgie von drei Maßkrügen veranstaltete, die mir indeß nicht weiter schaden, sondern mich wie einen Dachs bis tief in den nächsten Morgen hinein schlafen ließen.

Gemächlich ging am nächsten Tage die Heimfahrt weiter.

Bei Marktredwitz entdeckte ich, daß ich bereits gestern in Weiden eine falsche Straße eingeschlagen hatte und statt geradeaus zu fahren, einen kleinen Umweg von 20 Kilometern gemacht hatte. Der Wirt her an die böhmische Grenze war überflüssig gewesen. Aber was tat es? Noch hatte ich Zeit, und es kam mir auf einen Tag mehr oder weniger nicht an. Ich bumelte durch die Wälder bis Marktleuthen und brauchte für eine Strecke von 30 Kilometern fast einen ganzen Tag. Allerdings stieg die Straße beträchtlich und die Fahrt war mehr ein Laufen und Schieben. Gegen 4 Uhr erreichte ich bei Oberkowitz wieder die große Bahnstrecke Hof—München. Dann ging es noch etwas höher. Voraus blickten die Türme von Hof über einen niedrigen Hügel, und endlich — nach genau 26 Tagen — stand ich wieder an jener Wegeabteilung, an der ich damals westwärts nach Kulmbach abgeschwenkt war!

Die große Reise „Rund um Bayern“ war also im wesentlichen geschafft. Fast 1300 Kilometer hatte ich — bis auf kurze Strecken — auf dem Zweirade bezwungen. Ich hatte einen Ring um Bayern geschlagen, war in hundert versteckte Winkel eingedrungen, die der gewöhnliche Tourist kaum auffindet. Und aus dem blaffen Stubenmenschchen war ein braungebrannter, von Wind und Wetter reichlich zerzauster Landfahrer geworden.

An jener Wegekreuzung oberhalb von Hof feierte ich einen kleinen Triumph über die träge Materie, die ich so schlankweg überradelte hatte. Und wie einen treuen, alten Wandertameraden stieß ich mein Rad an:

„Na du? Hammersch also doch durchgefekt!“

* * *

Es bleibt mir nur noch übrig, einige Worte über den Rest der Heimreise zu sagen.

Von Dresden bis Hof war ich wie ein Berufsstraßenfahrer im Training gefahren. Ich hatte mich wenig umgeschaut und nur streng darauf geachtet, meinen Fahrplan bis auf die Minute einzuhalten.

Als ich jetzt diese Strecke zurückfuhr, kümmerte ich mich nicht mehr um Leistung und Fahrzeit. Gegen 200 Kilometer lagen noch vor mir, und in zwei Tagen mollte ich daheim sein. So verfiel ich wie in den letzten Tagen überhaupt in ein gemütliches Dudeln

und sah mich fleißig im Vogtlande um, das ich jetzt viel schöner fand, als auf der Herfahrt, da die bunte Ferne lodte.

Zwischen Hof und Blauen steigt und fällt die Straße in un-aufhörlichem Auf- und Ab. Ich trock gemächlich zu Fuß die Höhen hinan und saufte jenseits in fliegender Fahrt wieder bergab. Weithinein in das grüne Hügelland schweifte der Blick und verfolgte am östlichen Horizont die blauen Berge des Erzgebirges. Trotzdem schaffte ich die 28 Kilometer bis Blauen in knapp drei Stunden und durchquerte die betriebsame Stadt der Spitzen und Gardinen in schlanker Fahrt. Ich nahm mir nur die Zeit, eine Karte nach Hause zu schreiben, daß man mich morgen abend oder übermorgen früh erwarten möge.

Dann ging es weiter durch lichten Laubwald, hügelaufliegend, nach Treuen, einem verschlafenen, kleinen Stadtnest, und dem stattlichen Industrieort Lengsfeld, der sich mit Girlanden und Fahnen zu — natürlich! — einem Feuerwehrtage geschmückt hatte. Dies war die vierte Feier dieser Art, der ich unterwegs begegnete. Es schien eine Verabredung der braven Wehrleute zu sein, sich in diesem Jahre überall festlich zu vereinen. Das ganze Land schien aus Feuerwehren zu bestehen. Glücklicherweise aber habe ich sie nicht bei ernsthafter Tätigkeit sehen müssen, trotzdem sie ihre Feiern gleichfalls sehr ernst nahmen, nach den grimmigen Mienen zu urteilen, mit denen sie einhergingen.

Oberhalb von Zwickau begegnete ich einer merkwürdigen Hochzeitsgesellschaft im Auto. Sie hatte in einem Gasthause an der Straße gerade das Festmahl beendet und konnte sich nicht entschließen, aufzubrechen. Der Bräutigam, hochrot vor Glück und sonstigen Begeisterungen, zwang jeden Fremden in der Gaststube — auch mich — zu diversen Bieren und Schnäpsen, und zum Danke wünschte ich dem jungen Paare alles Gute, was ein alter Junggeselle bei solcher Gelegenheit zu wünschen imstande ist. Dann brach die Gesellschaft auf und bewerkstelligte das schwierige Kunststück, zwölf Mann hoch in nur einem Auto unterzukommen!

Es dauerte ziemlich lange, bis sie damit fertig waren, aber dann fauchte das Auto unter Hurra und Jubelgeschrei davon. Der weiße Schleier der Braut flatterte wie ein lustiger Wimpel aus dem Wagen heraus. Das Pärchen saufte mit 80 Kilometer Geschwindigkeit in sein neues Leben hinein.

„Na, wenn das man gut geht!“ lachte der Wirt, als die tolle Gesellschaft in einer Staubwolke verschwand. „Aber die haben ihren Schutzengel wohl bei sich!“

Und es schien in der Tat gut gegangen zu sein, denn als ich ihnen nach einer halben Stunde auf meiner Maschine folgte, sah ich das Auto nirgends im Straßengraben liegen. Aber in einem andern Gasthause kurz vor der Stadt lärmte die Gesellschaft anscheinend auf der letzten Station ihrer Hochzeitsreise, während der Wagen unbeschädigt auf der Straße stand.

In Zwickau überraschte mich Regen, der die schwarze Stadt noch schwärzer erscheinen ließ. Sie konkurriert in dieser Hinsicht ziemlich erfolgreich mit den Ruhrstädten, ohne sich besonders dagegen zu wehren. Die Kohle ist mächtiger als alle Reinlichkeitsbestrebungen, und der weiße Kragen, mit dem man morgens ausgeht, ist abends eine Trauerbinde.

Zwickau ist aber auch eine Stadt merkwürdiger Musikanten. Der nächste Tag war ein Sonntag, und ich machte mich vor-aussichtlich zum letzten Male auf die Reise. Das Wetter hätte besser sein können, aber den Zwickauern war es für Gesellschaftsausflüge noch eben recht. Und jede Gesellschaft hatte ihre Kapelle bei sich, von der Mundharmonika bis zum Schifferklavier, von der Gitarre bis zum Blasefamm. Eines dieser Orchester fiel mir besonders auf. Es bestand aus Harmonika, Geige, Trommel und jener Art Instrument, das ein Mittel Ding zwischen Glockenspiel und Tympanon ist. Es sah grotesk aus, aber die Leute machten eine verblüffend forsche Musik damit.

Ich radelte hinter ihnen her, und so wurden sie daran schuldig, daß ich wieder einmal einen — letzten — Umweg einschlug. Statt die direkte Straße nach Chemnitz einzuschlagen, geriet ich längs der Bahnstrecke über einen Ort mit dem sympathischen Namen Mosel nach Glöckchau das eine verkleinerte, aber ebenso düstere Ausgabe von Zwickau ist. An das Umwegemachen war ich jetzt nachgerade gewöhnt, es kam mir auf 10 oder 20 Kilometer mehr oder weniger nicht mehr an. So großzügig wird man als „weiter Reisender“ auf dem Zweirade.

So paddelte ich denn unverdrossen durch den feinen Regen die Landstraße entlang, die teilweise frisch aufgeschottert war und deren schöner gelber Sand nun eine weiche Schlammdecke bildete. Ich hätte mich schon hier einfach nur auf die Bahn zu setzen brauchen und wäre in vier Stunden Fahrt zu Hause gewesen. Aber da ich nun einmal unterwegs war, wollte ich den Schlupf-punkt doch an einer Station mit bekanntem Namen machen und nicht gerade in Glöckchau. Wie hätte das geklungen? Als ob ich mitten im Wege schlapp gemacht hätte! Man fährt entweder nur bis Zwickau oder bis Chemnitz. Also mußte ich bis Chemnitz fahren und wenn ich dort als radelnde Lehmsfigur anlangen sollte.

Aber es war kein großes Vergnügen mehr daran. Der Regen wurde immer stärker, der Schlamm immer flüssiger, daß er beinahe an jene Fahrt zwischen Bamberg und Windsheim erinnerte, die ich bereits beschrieben habe. In Lichtenstein-Callenberg, wo ich Station machte, duschte ich mein Rad unter einem Brunnen ab und unterzog auch meine lehmgelbesperrten Reine einer Säuberung, ehe ich mich ins Gastzimmer wagte. Und hier ließ ich mir trotz der Sommerzeit einen steifen Grog geben, um der äußeren Kälte durch innere Anfeuchtung mit einem Heizmittel entgegenzuwirken. Ich wurde wieder warm, aber gleichzeitig festigte sich mein Entschluß, in Chemnitz des Guten genug sein zu lassen und mich für die letzten 80 Kilometer der verachteten Eisenbahn anzuvertrauen.

Obwohl der Regen jetzt, gegen Mittag, aufhörte, blieb die Straße dennoch beschwerlich, und die Bergfahrt nach Oberlungwitz war eine Schinderei. In diesem Orte hatte ich erneut Gelegenheit, die funkelnegeleuchten Fabrikpaläste der schwer notleidenden Textilindustrie zu bestaunen und zu sehen, zu welchen prunkvollen Luxusküsten der wirtschaftliche Tiefstand führt. Dieser große Industrieort besteht fast nur aus mächtigen Fabriken und eleganten Schlössern auf der einen Seite der Straße, auf der

andern aus trübseligen ländlichen Mietkasernen. Diese beiden Welten liegen sich wie zwei feindliche Stellungen gegenüber, nur daß die eine besser ausgebaut ist und über reichhaltigeres Kriegsmaterial verfügt als die andere.

Der Himmel klärte sich schließlich auf und eine kräftige Nachmittagssonne trodnete im Verein mit einem frischen Rückenwind meine durchnässten Kleider. Dort hinter den Hügeln lag Chemnitz, das nüchterne, zweckmäßige, eilige, mit seinen tausend Säurensteinen. Ich fuhr bald darauf durch sonntäglich langweilige Straßen zum Hauptbahnhof, löste meine Fahrkarte und saß eine Stunde später im Zuge, der eifertig nach Nordosten pultete. . . .

Das war das Ende meiner 1500 Kilometer langen Wanderfahrt rund um Bayern mit An- und Auslauf quer durch Sachsen. Und nun mühte ich wohl noch einen melodischen Abgesang aller Herrlichkeiten anstimmen, die ich unterwegs genossen hatte. Aber ich habe noch einige kleine Intermezzi zu berichten, die ich in zwei besonderen Kapiteln hier anfüge.

Ich habe bisher fast nur von Städten, Landschaften und Sehenswürdigkeiten gesprochen, die ich kennen gelernt hatte. Es bleibt mir noch einiges von den Menschen zu sagen, die ich getroffen habe, die ich gesprochen habe und die mir in irgendeiner Beziehung bemerkenswert erschienen.

Ich erzähle aber nur von jenen, die jedem Wanderer oder Wanderfahrer unbedingt am häufigsten auf seiner Reise begegnen, von Gastwirten und ihren Gästen und von — Bagabunden, die gleich ihm das Land durchpilgern, nur nicht zum Vergnügen, sondern in der Not des Lebens. Von einigen habe ich bereits hier und da gesprochen, aber es dünkt mir noch nicht genug.

Mein Film wäre unvollständig und nur ein Wanderspanorama hübscher Bilder, wenn ich die Menschen nicht lebendig machen würde. So bitte ich den Leser, der mir bis hierher gefolgt ist, mir auch noch durch die beiden letzten, kleinen Abschnitte das Geleit zu geben. Der künftige Wanderfahrer wird auch in ihnen dies und jenes finden, was ihm von Nutzen sein kann!

Von Wirtschaftshäusern und ihren Gästen.

Regen! — Regen! — Man muß auch das mitnehmen.

In Lindau ging es noch einigermaßen, aber kaum war ich aus dem ebenso hübschen, wie teuren Städtchen — eine Tasse Kaffee und zwei trockene Semmeln 1 Mark! — heraus, da begann es wieder. Erst Tropfen, dann Bindfaden, schließlich Schiffsstau.

Zusammengedrückt wie ein alter, lauerner Kater hockte ich auf meinem Kade. Die Wasserlachen spritzten auf, wenn ich hindurchrauschte. Die Berge des Allgäu verschwanden hinter grauen Nebeln. Aber ich hatte mich nun einmal in die Idee verbißen, bis zum Abend noch eine gewisse Strecke hinter mich zu bringen, und achtete nicht darauf, daß mir die Nässe durch die Kleider drang, und die Hosens mir schließlich an den Knien klebten.

Es ist eine besondere Sache um diesen närrischen Eigensinn. Er ist wie ein störrischer Esel, der nicht nachgeben will, wenn es auch noch so viele Prügel absetzt. So geht es mir auch zuweilen. Wenn ich mir etwas in den Kopf gesetzt habe, dann mag es biegen oder brechen, es wird durchgeführt. Und wenn es mehr kosten sollte, als die Sache wert ist. Ich warne jedermann vor diesem Eigensinn. Ich warne deswegen, weil ich bei solchen Gelegenheiten schon zu oft habe die Jacke bezahlen müssen. Daß ich trotzdem immer wieder — und meistens zur Unzeit — in diesem Eigensinn verfaule, muß ein Naturfehler sein. Anders kann ich es mir nicht erklären.

Ich hätte ein halbes Duzend Mal einkehren können, denn hier oberhalb Lindaus — auf der Straße nach Rempten—München — reißt sich Dorf an Dorf, Weiler an Weiler, Alm an Alm. An schönen Tagen hängt ein ununterbrochenes Geläut von Kuhglocken in der Luft. Tausende und Tausende von Rindern weiden auf den weiten Wiesen. Bis hoch hinauf an den Bergabhängen sieht man die graubraunen Wiederkäuer besinnlich schreiten. — diese braven Tiere, die dafür sorgen, daß der Allgäuer Käse und die Kondensmilch im deutschen Reiche nicht ausgehen.

Heute standen sie eng aneinander gedrückt unter den hölzernen Schuttdächern, brüllten ab und zu einmal verdrörsen und zeigten anscheinend weniger Neigung als ich, sich nachregnen zu lassen, was ein bedeutsames Licht auf ihre Intelligenz wirft. Es war ziemlich still in der Gegend. Selbst die Abendglocken, die hier so schön im Dreiklang aufeinander abgestimmt sind, klangen dumpf und blechern in der diesigen Luft.

Ich trat auf die Pedale, als würde ich dafür bezahlt, aber die Kilometersteine folgten einander immer langsamer. Doch erst, als ich mich vergewissert, daß Lindau bereits 25 Kilometer hinter mir lag, als es immer dunkler wurde, und Bäume wie Häuser gleich schwarzen Schatten vorüberhüschten, bekam ich die Wasserfahrt satt und sprang im nächsten Dorfe vom Kade, um nach einer Unterkunft Ausschau zu halten.

Gütiger Himmel, wie fühlte ich mich an! Ich triefte! Selbst die bewährte Windjacke wollte nicht mehr dicht halten, und ich begann die Nässe auf den Schultern zu spüren. Dazu fing ich an zu frieren. Die feuchte Kälte rieselte mir über die Haut. Es war die höchste Zeit, ins Trockene zu kommen.

Ich sah mich um, um festzustellen, wo ich mich befand. Es war stockdunkel, nur undeutlich erkannte ich städtliche Häuser. Doch, da ich aus Erfahrung wußte, daß hier unten in Süddeutschland die städtlichsten Häuser stets Gasthäuser waren, so ging ich geradewegs auf den größten der vor mir aufragenden Quadratschatten zu und beäugte ihn in der Nähe.

An der Hausecke erkannte ich denn auch das geschmiedete Wirtschaftshauszeichen, mein Instinkt hatte mich recht geleitet. Aber wo war nun die Tür? Alle Fensterläden waren dicht geschlossen. So pochte ich kräftig an einen der Holzläden, durch dessen Ritzen Licht hindurchschimmerte.

Nichts rührte sich. Ich pochte also nochmals, und endlich klirrte ein Fenster und der Laden wurde aufgestoßen. Ich sah in

eine hellerleuchtete Küche, und ein hübsches, junges Mädchen, das im Fenster stand, musterte mich mißtrauisch.

„Na—a—a? Was wollen's denn?“

„Kann man hier etwas zu essen bekommen und ein Bett zum Uebernachten?“

„Da kommen's doch mal erst zur Thür herein!“, klang es ziemlich kurz zurück. „Ghnder krieg's tan Bescheid darauf.“

Oh, das klang ja recht ungestimmt. Ich wollte schon ebenso spitz antworten, da fiel mir ein, daß ich wahrscheinlich ziemlich verwildert aussah in der Dunkelheit, durchweicht wie ich war, braungebrannt und reichlich unrasirt. Ich mochte ihr im zwiespältigen Dämmerlicht, das alles schlimmer macht, als es ist, gern wie ein Stromer erscheinen, — ihr, die so nett und sauber in ihrer blanken Küche stand.

„Na, niz für ungut, Fräulein,“ lachte ich besänftigt. „Ich will niz geschenkt, — ich zahl! Alsdann, wo ist die Thür?“

Gleich rechts von Ihne.“

Ich schleifte mein Rad durch eine tiefe Wasserlache, die ich nicht gesehen hatte, und fand nun auch den verflixten Eingang zu dem einige Stufen hinaufführenden Im Flur wurde Licht angezündet, und da stand ich nun in meiner triefenden Herrlichkeit, wie ein etwas ruppiger Wassergott vor dem jungen Ding und vor zwei alten Frauen, die mich immer noch bedenklich betrachteten.

Ein paar muntere Worte genügten jedoch, sie zu beruhigen, daß es kein Bruder Straubinger war, der angepöcht hatte. Und nun erhielt ich auch Antwort auf meine Fragen. Ja, zu essen konnte ich bekommen, Wurst, Käse und Brot, und auch Nachtlager wäre vorhanden. Zu welchem Preise ich wollte? Zu 50 Pfennig unterm Dach, oder zu 1 Mark ein Zimmer. Wenn man müde und naß ist, hat man es gern bequem, ich wählte also ein Zimmer. Aber nun zu essen! Die Frauensleute gerieten in Bewegung und als ich mein Rad versorgte, hörte ich die eine der beiden Alten flüstern: „Gebt's ihm a bess'res G'mach. S' ist a Herr!“

Diese Anerkennung meiner gesellschaftlichen Qualitäten trotz der verwilderten Hülle schmeichelte mir aufs höchste. Und gleich darauf sah ich in der Wirtstube an einem weißgedeckten Tisch, hatte die nasse Jacke abgeworfen und eine Maß Bier vor mir. Und dann brachte das hübsche Mädchen die sonstige Auhung und sah mir schmunzelnd zu, wie ich einhieb.

In der Ofenecke saßen ein paar alte Bauern und sahen mir gleichfalls zu. Desgleichen die alten Frauen, die sich mit ihren Strätkrümpfen in einer andern Ecke niedergelassen hatten. Mein Appetit muß ihnen sehr interessant gewesen sein. Mir war er es auch.

Dies wurde einer der gemüthlichsten Wirtshausabende, die ich auf meiner ganzen Fahrt erlebt habe. Das Gespräch ging hin und her, soweit wir uns verstehen konnten. Und nachdem ich ein paar harmlose Späße gerissen hatte, mußte ich zu den alten Bauern am Ofen übersiedeln und neben mich setzte sich das nette Mädchen, das mich vorhin so derb angerasselt hatte. Es besaß ein paar Funckelaugen so schwarzbraun wie Tollkirshen und ließ sich vergnügt von mir den Hof machen.

Schließlich nickten die alten Frauen ein, die Bauern machten sich langsam fort, und ich bekam von der hübschen Marie — die

Kellnerinnen in Bayern heißen stets entweder Jenzi oder Marie (mit dem Ton auf der ersten Silbe) — zum Dank für eine präsenzierte Tafel Schokolade — doch das gehört nicht hierher! Es war ja nur ein ganz harmloser, kleiner Ruß, der mir allem Junggesellen herzlich wohlthat und den ich pflichtgemäß dankbar quittierte.

Ah, diese bayerischen Marien überhaupt! Ich bin ein alter Bursche, der daheim so tut, als ob er kaum noch an Weiblichkeiten denkt. Das Haar ist grau an den Schläfen, und mein Handwerk bringt es mit sich, daß ich mehr als mir lieb ist, den ernstesten Fachmann herausbeissen muß, der jederzeit Klugsnaden und gute Rathschläge erteilen soll. In meinem Bureau sitzen ein paar junge Damen, denen ich Respekt einflößen muß und die mich im geheimen für ein altes Esel halten.

Das alles war aber auf dieser Fahrt vergessen. Ich durfte Ansin machen, soviel ich wollte, ohne mir etwas zu vergeben. Ich durfte Süßholz raspeln, soviel mir zuträglich war. Die weißbeschnürzten Marien verlangten es sogar. Und wenn mich eine von ihnen lustig anlachte oder mich sogar — warum auch nicht? — ein bißchen verliebt ansunkelte, da war es mir, als wären die achtunddreißig von mir abgefallen und die fünfundsanzig wären wieder zurückgekehrt wie lustige, liebe Freunde, die ich lange nicht mehr gesehen hatte.

Aber was wollte ich denn? Ich war auf dieser Fahrt doch auch erst fünfundsanzig! Ich hatte allen Lebensballast, der so alt macht, zu Hause gelassen und nur ein leichtes Herz mitgenommen! Das liebe Mädchen, das mir zwei Tage später in Kesselwang bei einem Schoppen Tiroler gegenüber saß und immer wieder sicherte: „Geh, Bub, sei stad!“ wollte es gleichfalls haben, daß ich wieder jung war! Und die blonde Marie im „Grauen Bären“ in Kochel wollte es auch nicht anders, und die schwarze Loni beim Seidlerwirt in Stadthof zu Regensburg nicht minder. Ich mußte mich aus purer Höflichkeit verjüngen, und es wurde mir in quellendem Lebensgefühl auch gar nicht schwer, so jung und närrisch zu sein wie ein Zwanzigjähriger.

Man sagt, ein Esel bleibt ein Esel, auch wenn er alt wird! O du glückliche Eselerei der Jugend! Du erwachtest in diesen Wochen wiederum in mir, lachend und fröhlich, nur etwas anspruchsloser und dankbarer! Die Neckerei mit den jungen Dingen blieb Neckerei. Nichts Unschönes pfuschte hinein. Nichts, das man mit zweideutigem Augenzwinkern hätte verschweigen müssen, wenn man überhaupt aufs Prahlen ausgehen wollte. Dudmäuser oder verkappte Spießer sind wir nicht, auch keine steinernen Säulenheligen, sondern wir haben froh und frisch gelebt. Ein bißchen verliebtes Augenblinzeln steht uns auch jetzt noch an, wenn der Wirt oder die Wirtin gerade nicht herschaut.

Aber dabei lassen wir es unterwegs auch bleiben! Ein armer Tropf, dem nicht ein paar Blau- oder Braunaugen noch etwas sagen, solange man nicht mit einigem Zug und Recht mittun kann. Aber wir sind klug geworden und wissen, wo die schöne Erinnerung aufhört und die zweifelhafte beginnt. Darum auch kein verlogenes Heimlichtun und keine Moralpropherei! Reisezeit ist Freizeit. Da paßt man wohl nicht so auf das Wort und auf den

Blid. Beides trägt einen hellen Schein ins Leben. Und kaum eines der lustigen Mädel wird sich klarmachen, daß es mit seinem Lachen und einem blitshchnellen, kleinen Kuß einen Menschen, der unversehens des Weges daherkam und ihm gefiel, fürs Leben dankbar und froh gemacht hat.

Ich habe in Franken, Württemberg und Baden, im Allgäu, in Niederbayern und der Oberpfalz die Nase in viele Wirtshäuser hineingesteckt. Ich habe dort mit vielen Mädchen zusammengesessen und geplaudert, über dies und jenes. Da entfiel so manchem unversehens ein Wort, das seinen Charakter, seine Not und Sorgen und auch sein bescheidenes Glück aufdeckte. Zu einem fremden Menschen, der morgen weiterfährt und nie wiederkommt, ist man ja mittheilbarer als zu jenen, die alltätiglich unser Leben teilen. Wer dann dem andern zu lauschen versteht, der blickt oft tiefer in ein Menschendasein, als es ihm sonst gestattet würde.

Da war der alte fränkische Bauer in Adelsdorf, der mutterwindallein auf seinem Hof saß. Die beiden Söhne hatte ihm der Krieg genommen, und bald darauf war ihm die Frau gestorben. Er klagte nicht, er erzählte sein Schicksal einfach und trocken wie etwas Selbstverständliches, das nicht zu vermeiden war. Aber am Unterton seiner Worte hörte man die grausame Dede seines Innern. Und an den Augen sah man es ihm an, daß er still und verzweifelt haderte mit allem, an das er sein Leben lang geglaubt hatte. Er sprach vom Krieg und aus seiner Stimme fragte ein zorniges „Warum?“ Man fühlte, daß er die Notwendigkeit trotz vielen Grübelns nicht begriffen hatte, die ihm fünf Jahre lang gepredigt worden war. Er wußte es selbst nicht, aber ich verstand es. Doch wenn ich es gesagt hätte, so hätte vielleicht er mich nicht verstanden. Aber das dumpe, erbitterte „Warum?“ war doch in ihm, wenn er es auch nicht wußte.

Vom Kriege wurde sonst nicht viel gesprochen. Die ihn erlebt hatten, waren wortfarg und erinnerten sich nicht gern. Die jungen Burschen hatten anderes im Sinn.

Ein junger Handwerker in Ipsheim, der vom „Auswandern“ angefangen hatte, hielt mich zwei Stunden lang fest, als es mir entchlüpfte war, daß ich vor dem Kriege drüben über dem Ozean gewesen war. Er fragte immer mehr und immer Neues, aber mitten im Erzählen, als ich seine glühenden Augen sah, bellang ich mich plötzlich und wurde zurückhaltend. Ihm war mein Bericht keine Erinnerung wie für mich, sondern ein Auslug in die weite Welt, nach der er sich sehnte. Ich wollte keine falschen Vorstellungen wachrufen und womöglich einen Entschluß erwecken, der zu schwerwiegend war, als daß man ihn mit veralteten Erfahrungungen nähren durfte. Als ich mich zur Abfahrt rüstete, sah er schweigend und nachdenklich da. Man sah, wie er über dem Gehörten grübelte. Wer weiß, vielleicht ist er jetzt schon drüben, und ich trug mit meinem Geplausch die allerletzte Schuld daran. Und er ist mir vielleicht durchaus nicht dankbar, daß ich ihm so viel erzählt hatte, was heute wahrscheinlich schon ganz anders aussah als damals.

Wenn man bemerkt, daß jemand tieferen Anteil an den Worten nimmt als üblich, dann soll man vorsichtig sein. Vorstellungen werden leicht erweckt, und niemand weiß, ob sie zum

Guten oder Bösen ausschlagen. Jeder sucht sich den Sinn heraus, der ihm zusagt. Da ist man immerhin verantwortlich dafür, wenn man auch nie erfährt, was man möglicherweise, ohne es zu wollen, angerichtet hat. Da soll man stets bedenken, was man spricht und lieber zu wenig sagen als zu viel.

Die vergnüglichsten Unterhaltungen gab es in den kleinen Dorfkrügen im Badischen. Hier atmete alles wirklich die berühmte süddeutsche Gemütlichkeit, von der so viel Aufhebens gemacht wird und die in den großen Fremdenorten nirgends mehr zu finden ist oder nur noch sehr selten. Man muß auf die kleinen Dörfer hinauspilgern, um zu erleben, daß der Wirt sich ohne weiteres mit an den Tisch setzt und es als seine Pflicht als Gastgeber betrachtet, den Gast zu unterhalten. Wo der Wirt aber mitunter erstaunt ist, wenn man nach dem ersten Literkrüge Bier noch einen zweiten verlangt.

Im badischen Meßkirch erlebte ich dieses große Wunder von einem Schankwirt. Es war eine brütende Hitze, und ich war halb verlehzt, als ich eintrat. Dieses Einfehren vormittags war sonst nicht meine Sache, aber diesmal konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, einen frischen Schluck Bier zu suchen.

Ich brach in die erste Schenke ein, die am Wege lag und verlangte eine Maß helles. Eiskalt brachte der Wirt den Steinkrug und stellte ihn mit dem üblichen „Wohl bekomm's“ vor mich hin. Ich griff zu, setzte an und trank — — —

„Na na,“ sagte der Wirt, als ich garnicht mehr aus dem Krüge auftauchen wollte. „Trinke Se nit so schnell, lieber Herr! Dees ischt nix bei der Hitze!“

Einen solchen Armeitzug hatte ich lange nicht getan! Stöhnend vor Behagen setzte ich schließlich ab und wischte mir den Mund. „Ah, das tat gut!“

„Gelt, dees ischt e guts Tröpfle,“ meinte der Wirt. Dann haotete er sich zu mir und begann das übliche, freundliche Ausfragen, das trotz aller gemüthlichen Neugier doch so garnicht aufdringlich wirkt. „Gehn's, ischt's wahr, daß von soweit herkommt? Dees ischt ja e halbe Weltreis mit dem Rad! — Aber recht ischt's, daß ihr von da obe aach wieder hier herunterichaut. Ich glaub, de Leut da drobe halte uns hie drunte als für Viecher!“

„Hoho! Hoho!“ lachte ich. „So schlimm ist es doch nicht!“

„Na, wisset Se, was dahier so mit die Autos durchkommt und bei uns einfehrt, — ha noi! Nix ischt gut genug! Nix ischt sein genug! Selbst e Handkäs wollen's aufm goldene Teller serviert han! — Schaun's, Leut wie Sie sind vor dem verflizte Krieg viel hier durchkommen, aber jehen lassen's sich gar nimmer blicken. Schad drum, waren liebe Leut!“

„Sie kommen schon wieder. Ich schicke Ihnen welche,“ sagte ich. „Aber bitte, geben Sie mir noch eine Maß!“

Und jetzt kam es.
„Ah na! Wirklich?“

„Na ja!“

Da sagte er sorglich: „Lieber Herr,“ sagte er. „Sie habet zu eilig getrunke! Lassen's damit gut sein, schadet Ihnen nur! Schenken's Ihnen die zweite Maß! Ich mein's gut!“

Da war ich denn doch sprachlos. Ein Gastwirt, der mir abriet, ein zweites Glas zu trinken! Ich betrachtete ihn wie ein

Meerwunder. Man ist es nicht gewöhnt, daß einem Schankwirt das Wohl eines Zufallgastes höher steht als Profit. Er muß es wohl auch gemerkt haben, daß mir sein Rat etwas furios vorkam, denn er fing plötzlich an, über seinen Beruf zu philosophieren wie ein Universitätsprofessor, was bei einem Gastwirt ebenso ungewöhnlich ist.

„Wissen's s'ischt e undankbars Geschäft, so e Wirtschafft. Will mr Geld verdienen, da ruiniert mr d'Leut. Red mr S'ohne zu, nit so ze saafe, dann werden's grob, und dazu verdient mr nit! S'gibt solchene, die sehen's ruhig mit an, wie e armer Kerl draufflos laaft wie unguets Viech. I kann's nit! I mag nit die Schuld han, wenn de Frau ins Unglück kommt und der Mann ins Narrehaus! — Ueberhaupts dees Bier! Und der Schnaps! — E Schöpple Wein! Dees ischt was! Dees kann mr vertrage! Auch zwei oder drei! Dees schwemmt nit auf und tut kein Schaden! So e kleiner Weinrauch dann und wann — der bringt ein nit herunter! Da wird mr lustig, aber nit so wie e Stier, wenn de Leut zuviel Schnaps und Bier unterm Dach han! — I han e feins Tröpfle rote Uhlbacher im Keller, den kann der ärmste Mann trinke! Und er kost aa nit mehr als wie e Maß Bier!“

„Na, alsdann geben Sie mir ein Tröpfle Uhlbacher,“ rief ich lachend. Und dann leg' ich mich ein bißchen hinten auf die Wiese, wenn es erlaubt ist. Ich bin müde.“

„G'wiß, g'wiß! Aber schau'n's, dees kommt eben bloß vom Bier, daß müde find! E Schöpple Wein statt dessen hätt' Sie munter gehalten!“

Ich glaube, diesen „Schöpple-Wein-Wirt“ aus Meßkirch in Baden werde ich nicht so schnell vergessen. Er hat mir eine gute Lehre gegeben zur Frage des Alkohols. Ein Schluck Wein ist in der Tat mehr wert als ein ganzer Liter Bier und weit erfreulicher, wenn man schon durchaus nicht Abstinenzler werden will, was nicht jedermanns Sache ist.

Ein ähnliches Original war die Wirtin in Ettal im Bagerischen, die mir zum Nachtessen durchaus kein Fleischgericht geben wollte, „weil das zum Schlafen nicht gut wäre.“ Ich überließ ihr deshalb die Zusammenstellung des Soupers und bekam — zwei gekochte Eier, Schinken, Käse und Butterbrot! Gegen die zweite Maß Bier hatte sie hingegen nichts einzuwenden und auch nicht gegen die dritte, wenn ich danach verlangt hätte. Auch den berühmten Ettaler Klosterlikör mußte ich kosten und am nächsten Morgen mußte ich sogar eine halbe Flasche mitnehmen, ob ich wollte oder nicht, weil er so gut für den Magen war!

Freilich war die Wirtin erst fünfundzwanzig Jahre alt, und man konnte schlechtthin Nein sagen, wenn sie so freundlich zu redete. Dafür hat sich meine alte Mutter sehr über das Fläschchen Magenbitter gefreut, als ich es daheim aus dem Rucksack hervorholte und ihr als „Mitbringsel“ präsentierte.

Einen pißfigen Platz hatte sich ein Gastwirt zwischen Rotenbuch und Ammergau ausgesucht für seine Schenke. Kurz davor senkte sich die Straße eine tiefe Schlucht hinab und kletterte auf der andern Seite wieder so steil in die Höhe, daß man für die 500 Meter Wegstrecke fast eine halbe Stunde brauchte. Es war ein unverantwortlicher Straßenbau. Keuchend und schwitzend schob ich meine Maschine den Berg hinauf. Alle Augenblick mußte ich

haltmachen und verschnaufen. Doch als ich es endlich geschafft hatte, was lachte mir an einem einlamen Hause entgegen? Ein freundliches Wirtshauschild! Es ging nicht anders, man mußte hinein!

Doch kaum hatte ich die Tür geöffnet, da schallte mir fröhliches Gelächter entgegen. Ein ganzes Kollegium saß da und schüttelte sich vor Vergnügen!

„Da kommt scho wieder oaner und flucht!“ schrie ein fideles Maurer. „Herrgottskakra, des is a Berg, was? Ham's sehr geschwigt?“

„Danke, es ging!“ knurrte ich und wischte mir die hellen Tropfen von der Stirn. Dann aber lachte ich mit ihnen, setzte mich dazu und erquidete mich nach guter bayerischer Art. Sie hatten alle denselben Empfang gefunden, als sie hier hereinkamen, denn die Stelle war berüchtigt im ganzen Land, und nur ortstrennde Radfahrer und Autler nahmen diese Straße.

Es war aber auch geradezu eine raffinierte Mausefalle, erst der verteuflerte Berg und dann das einladende Gasthaus. Der Wirt erzählte schmunzelnd, daß dies hier eine Goldgrube wäre. Jeder, der den Berg heraufkam, fehrte unbedingt bei ihm zum Ausruhen ein. Und alle Tage ein paar Mal wurde er von einem fluchenden Chauffeur alarmiert, der mit seinem Auto auf der Steigung hängen geblieben war. Dann kam der Wirtsknecht mit einem Ochsenpann und half das Auto heraufziehen. Das Gespann stand immer bereit und warf ein stattliches Geld ab. Man sah es dem Wirt an und seiner Wirtin, daß sie mit ihrem einlamen Gasthaus sehr zufrieden waren.

Der junge Maurer, der mich begrüßt hatte, ein flotter Werdenfeller Burische mit der Adlerfeder am Hütl, erkundigte sich übrigens sehr genau nach dem Wege nach Konstanz und war sehr zufrieden, daß man die Fahrt so fein mit dem Rade machen konnte. Er hatte einen Schwager dort wohnen, bei dem er Arbeit nehmen wollte, um auch einmal in die Fremde zu kommen. Erst wollte er mit der Bahn fahren, nun aber beschloß er, die Reise mit dem Rade zu machen. Ich verhoakte eine sehr lustige Stunde am Tobelhaus und hatte das Vergnügen, noch zwei Radfahrer und drei Chauffeure fluchend und abstrapaziert von der Kletterei hereinkommen zu sehen.

Aber nicht überoll war es so gemütlich wie in den bisher geschilderten Gasthäusern. Es gab auch andere. Ich will hier nur ein kleines Erlebnis aus Niederbayern hier schildern, das die Rehrseite der Medaille zeigt.

Nirgends wie in Niederbayern kann man besser die Beobachtung machen: wie die Dörfer und die Menschen, so ihre Gasthäuser! Im Vergleich zu den oberbayerischen Dörfern mit ihren hübschen, teils bunt bemalten Bauernhäusern machen die Dörfer dieses Landestells einen recht nüchternen und unansehnlichen Eindruck. Nur selten Blumenschmuck in den Gärten, die kleinen Gärten vernachlässigt, die Häuser selbst niedrig und gedrückt. Vom lustigen Altbayern ist hier wenig mehr zu merken. Das Wesen der Bayern ist misstrauisch und mürrisch im Gegensatz zu der behaglichen Heiterkeit der Oberländer.

Das mag seine besonderen Ursachen haben. Die Vorfahren der Bergbauern haben weniger den schweren Druck adliger oder klerikaler Grundherren zu ertragen gehabt wie die in der Ebene.

Sie waren von jeher selbständiger und selbstsicherer. Das prägt sich noch im Wesen der Urenkel aus. Hier Freimut, Munterkeit, und Selbstbewußtsein, dort Zurückhaltung, Wortfargheit, manchmal sogar eine geradezu gehässige Befangenheit Fremden gegenüber, die zur rohen Angriffslust wird, wenn sie einen über den Durst getrunken haben.

Ich bin in Oberbayern, in Baden und im Fränkischen, obwohl ich dort manchmal sehr animierte Gesellschaft angetroffen habe, niemals so angerempelt worden wie in jenem Neste zwischen Lands hut und Eggmühl-Regensburg.

Ich kam gegen Abend ermüdet in eine Wirtschaft hinein, wo eine Gesellschaft etwas angezechter Bauern hockte. Die Wirtin, ein schwerhöriges, altes Weib mit einem unangenehmen, scheelen Blick, schien mir schon widerwillig mein Glas Bier zu bringen. Das bewirkte sofort meinen Entschluß, hier nicht um Quartier anzufragen, sondern es ein Dorf weiter zu versuchen. Aber sogar die kurze Rast sollte mir verleidet werden.

Die Bauern — ältere Leute darunter — die vorher einen Mordspektakel vollführt hatten, waren bei meinem Eintritt verstummt und glockten mich aufdringlich an. Als sie an meiner Sprache den Norddeutschen erkannten, begann ein Tuscheln und schließlich folgten die üblichen höflichen Bemerkungen wie „Sauerpreuß“ und andere.

Ich kümmerte mich nicht darum, da ich nur mein Bier austrinken und dann weiter wollte. Als ich zahlte, strich die Alte mein Geld ohne ein Wort des Dankes ein. Doch als ich mit kurzem Gruß gehen wollte — bitte, was nun kommt, ist buchstäblich so geschehen! — flog mir ein pappener Bierunterfaß an den Kopf und ein lautes Gejohle folgte.

Das war mir etwas zu arg. Ich fuhr herum und wollte mir das verbitten. Da aber hagelten die Bierfüße nur so. „Kaus! Kaus!“ brüllte die ganze Bande und fügte noch ein reichhaltiges Register landesüblicher Schimpfworte hinzu. Dagegen konnte ich wohl nichts ausrichten. Ich zuckte die Achseln, spuckte aus und machte mich davon.

Kaum eine Viertelstunde hatte ich mich in der Spelunke aufgehalten, kaum ein Wort gesprochen, niemanden beschäftigt. Aber weil es der Gesellschaft gerade im Sinne lag zu spektakeln, hatte ich das wehrlose Opfer ihrer Händelsucht abgeben müssen.

Die Sache war so dumm, daß ich mich nicht einmal groß darüber ärgerte. Ich brauchte nur einen Blick die Straße hinabzutun, die mit Unrat, Kuhdung und anderen schönen landwirtschaftlichen Erzeugnissen bedeckt war, um zu begreifen, daß man von Leuten, die ihre Wohnstätten derartig verkommen ließen, kaum ein anständiges Betragen erwarten dürfte. Der Mensch ist bekanntlich das Produkt seiner Verhältnisse und seiner Umgebung. Das habe ich hier nur bestätigt gefunden.

Ein junger Landjäger stand auf der Straße und grüßte freundlich. Am Tonfall erkannte ich den Aelpler.

„Feines Revier, Herr Wachtmeister,“ sagte ich.

Er sah mich prüfend an, dann nickte er.

„Saunest miserabliges!“ bestätigte er ernsthaft. Und wenn das selbst die Polizei sagt, muß es wohl stimmen.

So habe ich Licht und Schatten auch in dieser Beziehung er-

fahren, aber immer war es doch mehr Licht als Schatten, das mich um der Wahrheit willen gesagt sein. Man ist vielfach versucht, um einer üblen Erfahrung willen die andern guten Erfahrungen zu vergessen, und günstige Urteile werden leicht durch solche Begegnisse beeinflusst. Da mache ich nicht mit. Die freundlichen Bilder, die ich von der süddeutschen Gastlichkeit gemonnen habe, überwiegen die paar weniger guten Eindrücke bei weitem.

Ich habe mich im allgemeinen in den süddeutschen Wirtschaften stets heimischer gefühlt als in den norddeutschen. Dort unten ist man wirklich Gast, hier oben meist nur zahlender Kunde (wenigstens kann man dieses Gefühl nur selten abweisen). Wenn man dort unten ein Lokal betritt und es befindet sich nur ein einzelner Gast darin, so ist dieser höchst vermundert, ja beleidigt, wenn man nicht an seinem Tisch Platz nimmt. Hier oben denkt man kaum daran, einem Unbekannten Gesellschaft zu leisten, und auch dieser legt wenig Wert darauf, Gesellschaft zu finden.

Das ist ebenfalls einer der großen Unterschiede zwischen Nord und Süd, und er wird kaum jemals verschwinden. Der Charakter der Bewohner entspricht stets dem Charakter der Landschaft. Im Norden sind die Leute zurückhaltend und ernst, im Süden einladend und freundlich. Nur daß der Norden den Süden besser leiden mag als dieser ihn. Und daß der Süden diese Abneigung mitunter etwas drastisch hervorkehrt.

Das ist alles! Aber man braucht es nicht schwer zu nehmen. Nicht alle Süddeutschen sind Niederbayern, — „Gscheerte Kameln!“ wie der Münchner sagt.

Mutter Landstraße und ihre Kinder.

Es ist merkwürdig: Immer wenn ich mit ansonst sehr braven, aber rettungslos seßhaften Leuten, denen die Welt furchtbar groß und voller Gefahren erscheint, über die Erlebnisse meiner Fahrt spreche, kommen sie immer wieder auf die etwas bängliche Frage zurück: „Sagen Sie mal, — als Sie so ganz allein auf den Landstraßen da unten herumkutschierten, — haben Sie da niemals Angst gehabt? Sind Sie niemals angefallen worden?“

Ich gebe mir schon nicht mehr die Mühe zu verneinen, ich frage nur dagegen: „Warum glauben Sie das?“

„Je nun, es zieht doch allerhand zweifelhaftes Volk im Lande umher. Tagtäglich liest man von Ueberfällen auf harmlose Passanten. — Wenn Ihnen da im Walde nun so ein verdächtiger Kerl begegnet, — ein Stoß genügt, und Sie fliegen vom Rad herunter und sind wehrlos. Ist Ihnen wirklich nie etwas passiert?“

Es tut mir leid, — oder vielmehr es tut mir keineswegs leid, — es ist mir nie etwas passiert, obwohl ich genug „Kerlen“, sogar spät abends und auf einsamen Straßen begegnet bin. Ich habe sogar hier und da mit solchen verdächtigen Leuten im Walde zusammengeseßen und meine bescheidene Mahlzeit mit ihnen geteilt. Kein Mensch war in der Nähe, kein Auto töpfte vorüber. Die nächste Ortschaft war kilometerweit entfernt. Aber nie ist es den armen Burischen eingefallen, die von so vielen Angsthasen gefürchteten „Raubinstinkte“ hervorzukehren.

Im Gegenteil, mir ist von manchem zerlumpten Fachtbruder als Gegengabe für eine unerwartete Zigarre oder eine Pfeife voll

Tabak die Schnapsflasche angeboten worden. Und ich habe diesen gewiß nicht sehr ausgesuchten Schnaps nicht abgeschlagen, um den Partner nicht zu kränken. Denn er hätte es mir weniger übelgenommen, wenn ich ihm die paar Gramm Tabak verweigert, als wenn ich seine kleine Gegengabe zurückgewiesen hätte.

Ich habe mich mit den Bagabunden der Landstraße sehr gut vertragen, wenn ich mit ihnen in Berührung kam. Das macht vielleicht, weil ich ihnen durchaus nicht aus dem Wege ging, wenn sie mir entgegenkamen, obwohl mitunter verweiselte Gestalten darunter waren; zerlumpt, abgerissen, schmutzig, scheu und wohl auch nicht immer reinen Gewissens.

Vor vielen Jahren habe ich selbst einmal fast tausend Kilometer zu Fuß auf der Landstraße zurückgelegt. Damals pilgerte ich ohne einen Pfennig Geld in der Tasche von Marseille über Nizza, Genua, Mailand, durch die Schweiz nach Hause. Ich war ein junger Bursche und hatte in Marseille durchaus mit dem Kopf durch die Wand gemollt. Meine paar Habseligkeiten waren dabei flöten gegangen. Daheim um Hilfe zu schreien genierte ich mich. Also tippelte ich los.

Ich gebe zu, es war weniger die harte Notwendigkeit, die mich jagte; ein Telegramm und ein paar Tage warten hätten mich wieder auf den Damm gebracht. Aber es spukte die Sehnsucht nach ungewöhnlichen Abenteuern in meinem Blut. Ich dachte, warum nicht einmal auf die Walze gehen? Ich wollte mir einmal mit allen Schikanen beweisen, daß ich auch dazu tauglich war, mich mit der nackten Not herumzuschlagen und Sieger zu bleiben. Und so habe ich mich acht Wochen lang als Festsbruder auf französischen, italienischen und schweizerischen Chaussees herumgetrieben. Habe in Pfarthäusern um ein Nachtlager und ein Abendessen Holz gehackt. Habe in Klöstern bei freundlichen Mönchen genächtigt. Habe mich mit Bauern geprügelt, die mir grob kamen, und blieb meistens der Verprügelte dabei. Und habe außerdem das Volk der Landstraße von Grunde aus kennen gelernt, von seinen üblen, aber auch von seinen guten Seiten.

Sie sind gewiß keine sehr umgängliche Gesellschaft, wenn sie schlimmer Laune sind, aber sie sind auch nicht boshafter als andere Leute, die man ärgert. Bruder Straubinger ist im allgemeinen ein gutartiger Geselle, aber durch die fast abergläubische Angst des Bürgers vor dem Heimatlosen, durch das Mißtrauen, das ihm überall entgegengebracht wird, wird er mitunter zur But getrieben und begehrt allerhand Dummheiten. Die Polizeivorschrift stellt ihm zuviele Fallen, und die Menschen, die mehr oder weniger ehrenfest in ihren Häusern wohnen, benehmen sich Lauer wie ein verprügelter Hund, und es ist keinen auf Fall zu Lauer wie ein verprügelter Hund, und es ist auf keinen Fall zu empfehlen, ihn ohne Not zu reizen; wenn er zubeißt, beißt er kräftig zu.

Ich habe auf meiner Fahrt Landstreicher getroffen, die mürrisch und verdrossen ihres Weges zogen. — Ein paar freundliche Worte verwandelten sie in lustige Kumpane!

Im Allgäu stand ich einmal mit Reifenschaden am Wege und suchte gottserbärmlich über den Zustand der Straße und über das Hundewetter, denn es goß vom Himmel, was es nur konnte. Ich war aufgeweicht bis auf die Knochen und besah mir trübselig

den Schaden an meiner Maschine. An Reparatur war hier im Freien nicht zu denken, da der Regen alles sofort durchnäßte.

Ein paar hundert Meter weiter fing der Wald wieder an, unter dessen dichten Tannen ich einigen Schutz zu finden hoffte. Ich schob also das Rad durch den klebrigen Lehm und wollte mich gerade unter das zweifelhafte Regendach begeben, als ich von irgendwoher angebrüllt wurde.

„Se du! Komm sei hier herauf! Hier is trocken!“

Auf einem Wiesenhang gegenüber entdeckte ich einen jener kleinen Heustadel, wie sie auf den Almnen überall zu finden sind, und von dorthier winkten mir zwei Kerle, die sich vor dem Regen vertrocknet hatten.

Keinen Augenblick zögerte ich, der Einladung zu folgen. Ich lachte, schrie zurück und schleppte mein invalides Rad über die nasse Wiese bergauf, wo ich unter dem willkommenen Schutzdach von den beiden mit allerhand faulen Wizen empfangen wurde.

Reiß Gott, sie sahen nicht sehr vertrauenerweckend aus, und ihre Begrüßungen waren alles andere als höflich, aber sie machten sofort Raum, und der eine von ihnen begann das Rad umgehend einer genauen Untersuchung zu unterziehen, als müßte das so sein.

„Ventilschaden“, meinte er sachverständig. „Ich verstehe mich darauf, ich bin Schlosser. Ich bringe Ihnen das bald in Ordnung.“

Wir hockten unter dem niedrigen Dach eng beieinander. Der Regen trommelte über unsern Köpfen. Die Berge draußen waren hinter einer grauen Wand verschwunden. Und weit in der Runde war kein Haus zu sehen.

Unsere Rede ging woher und wohin. Sie fragten nach diesem und jenem und ich gab Antwort. Sie staunten, als sie vernahmen, welche Strecken ich in so kurzer Zeit zurückgelegt hatte, und wollten wissen, wie es da und dort jetzt aussah. Sie hatten sicher keinen Pfennig in der Tasche, aber kein Wort fiel, das nach Anreizerei schmeckte. Im Gegenteile, sie bemühten sich höflich zu sein und waren in ihren Ausdrücken sehr zurückhaltend.

Sie kamen von Rempten. Ich fragte nach dem Weg.

„Nach Rempten hat der Herr noch eine Stunde, wenn's Radl wieder ganz is. S'geht allweil bergab. Ma braucht nur achtgeben, daß ma net wieder abifallt.“

Eine Viertelstunde später trieben wir allerhand Jutz mit-sammen. Der Schlosser pflasterte an meinem Ventil. Dazu qualmten die badischen Stumpen, von denen ich die Tasche voll hatte. Dabei erfuhr ich, daß die beiden just aus dem Kotter in Kaufbeuren kamen, wo sie zehn Tage wegen Bettelns abgebrummt hatten.

Hierbei wurde es ernst. Der kraftlose Groll alter Landstreicher kam einen Augenblick zum Vorschein.

„S'ist halt a Kreiz!“ seufzte der Ältere, der sich als Schuster-geselle bezeichnet hatte. „Arbeit gibt's kane. Betteln soll ma net. Mausem derf ma a net. Aber ma will doch leben! — Net wahr, das müßens doch selber sagen, Herr, da mecht ma schon amal dazwischenschlagen!“

Wir sprachen von Arbeitsverhältnissen, die trostlos waren. Sie sangen das alte Lied der wandernden Handwerker: „Kriegt ma Arbeit, dann geht's! Dann mecht ma bleiben! Aber eines Tags sagt der Meister: Schluß! und da kannst deine Zwetschgen



wieder zusammenpacken und steht wieder auf der Straßen! Himmilakra, ma mecht ja gern irgendwo sitzen bleiben und redlich schaffen. Das Rumwalzen is net a so schön, daß ma's gern tät. Aber ma fliegt ja immer wieder naus, wann's Geschäft stau geht, und soll weiterhschaun! Und da sitzt einem der Schandarm halt wieder aufm Nacken!"

Das war der alte Grimm des Heimatlosen, dem man die Heimat überall verwehrt, den man nur solange behielt, als man ihn durchaus brauchte, und dann weiterjagte, von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt; hinter dem unerträglich die Polizei hersah und ihm sein Schicksal zum Verbrechen machte.

„Solang ma jung is, geht's! Aber heuer walzen die Jungen a net mehr. Heuer walzen nur noch die Alten, die übrig blieben sind von früher her. Oder ham Sie junge Walzbrüder geseh'n? — Damit is aus! Und wenn mir Alten im Hospital oder hinterm Zaun verreckt sind, dann gib'ts kane Walzbrüder mehr im Land. Dann sitzt alles in die Fabriken und auf der Landstrafen sind nur noch Autos und Leut' wie Sie, die zum Vergnügen umadamrutschen!"

„Wäre das schade?"

„Na, gewiß net! Aber ma brauchet uns Alten doch das Leben net so schwer zu machen!"

Da hatte der alte Schuster wohl recht. Mit der Handwerksburkenromantik auf der Landstraße war es so ziemlich aus. Man traf sie wohl noch, die lustigen, lachenden Gesellen mit dem Knotenstod und dem Berliner; aber nur selten. Die meisten der Tippler waren alte, müde Burschen, die vom Leben nicht mehr viel erwarteten, die keiner haben wollte und keiner hielt. Sie trotteten dahin wie müde Tiere, mutlos und hoffnungslos. Nachzügler einer geschlagenen Armee, Marode, denen jeder kleine Dorfköter ungestraft an die Waden fahren konnte.

Nach einer Stunde hörte der Regen auf, und mein Rad war wieder in Ordnung. Das Ventil hielt wie ein neues, der stoppelbärtige Schlosser verstand wirklich etwas davon. Doch als ich ihm, der wie ein halbverhungertes Strauchdieb aussah, einen Fünziger anbot für seine Gefälligkeit, wehrte er ab.

„Na, na, is gern geschehen! Aber wann's vielleicht —“ er lächelte verlegen, — „noch a Zigarren und a Schachtel Streichhölzer übrig hätten, da wär's scho recht. Aber nix für ungut, Herr!"

Er bekam beides und noch seinen Fünziger dazu, den er annahm wie ein verschämtes Mädel.

„No, wann's a Geld entbehren können, — da bedank' i mich a recht scho!"

Handschlag! Glück auf den Weg! Und wir gingen wieder auseinander.

Wir hatten uns gemütlich unterhalten, wir hatten gelacht, und sie hatten gesehen, daß man sich nicht für zu gut hielt, um sich zu ihnen zu setzen. Da hatten sie nicht einmal daran gedacht, daß bei mir vielleicht allerhand zu erben gewesen wäre, das sie mit Leichtigkeit sich hätten nehmen können. Vertrauen schafft Ehrlichkeit. Nicht immer, doch zumeist.

Der alte Schuster hatte nur ein wenig wehmütig gesehen. „Ja, wenn aner a Geld hat!" Und der Schlosser hatte gesagt: „A feins Radl habens da! Das hat gut seine 150 Markln kost und

mir krieget mindest noch die Hälfte dafür!" Aber es war trotz des Regens doch viel zu gemütlich gewesen in dem einsamen Heustadel, als daß ein dunkler Gedanke Nacht gewinnen konnte.

Ähnliche Begegnungen habe ich auf dieser Fahrt viel erlebt. Am Untersee, zwischen Radolfzell und Konstanz, hatte ich mir, nachdem ich stundenlang im Wasser gelegen, ein herrlich weiches Lager von trockenem Schilf geschichtet, um die Nacht am einsamen Seeufer zu verbringen. Das Rad hatte ich tief ins Weidengebüsch geschoben. Und nun lag ich auf meiner Decke, den Rucksack unter dem Kopf, und verfolgte den stillen Mond, der hoch über mir am weiten Himmel hing.

Es war ganz still. Kaum daß die Wellen leise murmelten. Weit draußen auf dem See schimmerten die Lichter des Schweizer Wachtbootes, das langsam die Wassergrenze zwischen den beiden Ländern abfuhr. Ringsum war alles matter Silberglanz. Nur wo ich lag, unter den Weiden, war es dunkel. Ich lugte wie aus einer warmen Hütte aus Laub in die webende Mondscheinwelt hinaus.

Da kam ein vorsichtiger Schritt über die Kiesel, von denen das Seeufer bedeckt war. Eine dunkle Gestalt schob sich in das Bild vor meinen Augen, unwillkürlich hielt ich den Atem an. Es ist etwas anderes, am lichten Tage Menschen zu begegnen und in einjamer Nacht. Alle Dinge sind in der Nacht größer und schreckhafter wie am Tage. Erst bei deutlichem Erkennen verlieren sie das Unheimliche und Gefährliche, das die Nacht ihnen verleiht.

Bei allem Vertrauen zu den Menschen gibt es Situationen, da man sich unwillkürlich auf finstere Dinge gefaßt macht, wenn Ort und Stunde dazu angetan sind. Mir war etwa zu Mute wie im Felde, wenn wir in Nebelnächten weit vor der Stellung, zwei einjame Soldaten, auf Horchposten lagen. Dort machten wir es so: Wenn wir die gefährliche Nähe einer feindlichen Patrouille spürten, duckten wir uns und ließen sie still vorübergehen, — waren froh, daß sie uns nicht bemerkten. Was hätte es für Zweck gehabt, sich hier im Borfelde ohne Not anzufallen, wenn nichts auf dem Spiele stand!

So blieb ich auch jetzt still liegen und rührte mich nicht, in der Hoffnung, daß der Unbekannte vorübergehen würde, ohne mich in meinem Schlupfwinkel unter den Weidenbüschen zu bemerken. Es lag mir nichts an einer nächtlichen Bekanntschaft.

Aber jenem schien dieser versteckte Winkel ebenso zuzusagen, wie mir. Er blieb stehen, sah sich vorsichtig um und kam langsam auf mich zu.

Ich gestehe, es war kein sehr angenehmes Gefühl, das ich da hatte. Weß Geistes Kind mochte er sein? Ein Sommervagant wie ich? Oder ein Stromer, der die warmen, klaren Nächte berufsmäßig unter freiem Himmel zubrachte? Oder ein Gendarm auf der Dienststreife? Das wäre das unangenehmste gewesen, denn in Deutschland ist bekanntlich das Nächtigen im Freien verboten und nur im Unfreien gestattet. Zumindest hätte eine solche Begegnung allerhand dumme Fragen im Gefolge gehabt, die gleich unangenehm sind, ob man etwas auf dem Kerbholz hat oder nur als harmloser Wanderfahrer das Gastlager bei Mutter Grün bezieht.

Nun, der Fremde, der da so plötzlich vor mir erschien, trug

keine Uniform, wie ich jetzt erkennen konnte. Er würde, wenn er dunkle Absichten hatte, mit sich reden lassen. Noch ehe er mich entdeckte, rief ich ihn an:

„Holla, wer da?“

Gleich darauf wäre ich am liebsten in lautes Lachen ausgebrochen!

Guter Gott, wer bei einem plötzlichen Anruf einen solchen Schrecken bekommt wie dieser unheimliche Gast in meinem Winkel, der ist unbedingt harmlos. Er prallte förmlich zurück vor Entsetzen und es fehlte nicht viel, so wäre er auf den glatten Kieseln ausgeglitten und hätte sich hingesezt. Nun hatte ich wieder Oberwasser. Ein Gedanke kam mir, und ich zischelte ihn an:

„Na, keine Angst! Kenn Kunde?“

Das schien ihn zu beruhigen. Er hatte schon austreten wollen, jetzt blieb er stehen.

„Kenn Kunde,“ kam es zurück. „Wer ischt denn do? Wo bist denn, Kamerad?“

„Direkt vor deiner Nase, Menschenkind! Ich dachte schon, du wärst ein Greifer!“

„Ah no, dees bin i net! I aber hab mir denkt, du wärst a Räuber! Gottstrambach, hent i einen Schreden krieget! Ist die Luft rein?“

„Ja ja. Nimm dir ein paar Hände voll Schilf dort drüben und hau dich hin! Aber schnarke nicht, ich will schlafen!“

„No no,“ lachte die junge Stimme munter. „I bin ganz still. I rühr mi net a mal.“

Und auf einmal war wieder tiefster Frieden. Leise lachend und schwachend baute er sich zehn Schritte von mir entfernt sein Lager zurecht und streckte sich behaglich stöhnend darauf aus. Wir vermochten uns kaum zu sehen. Und so jeder in seinem Winkel, auf dem weichen, raschelnden Schilfbett, sprachen wir noch ein Weilchen in das Dunkel hinein.

Er erzählt, daß er — ein Malergeselle aus dem Badischen — ohne Bißum über die Schweizer Grenze gegangen wäre, um Arbeit zu suchen. In Frauenfeld hatte ihn die Polizei aufgeschnappt und nach Singen abgehoben. Da er kein Geld besaß, die Schubkosten zu bezahlen, hatte die deutsche Behörde die paar Franken ausgelegt, ihn selbst aber ins Arbeitshaus gesteckt und ihn dort zehn Tage lang arbeiten lassen, bis die Auslagen erseht und auch ihm selbst noch ein paar Mark geblieben waren.

Er war äußerst vergnügt über dieses Abenteuer. Und jetzt wollte er nach Lindau, wo er Verwandte hatte.

Eine halbe Stunde später wurde er still, und bald darauf hörte ich sein tiefes, ruhiges Atmen. Er war eingeschlafen . . .

Es ist etwas beschämend für mich, einzugestehen, daß ich trotz der offensbaren Harmlosigkeit meines Nachbarn in jener Nacht nur wenig geschlafen hatte. Ich schrak immer wieder auf, wenn ich etwas eindämmerte. Der Fremde lag mir etwas zu nahe. Ich wäre in völliger Einsamkeit ruhiger gewesen.

Aber mein Schlaffamerad rührte sich nicht. Langsam zog der Mond über den Himmel nach Westen zu. Die Sterne wurden blasser und blasser. Im Osten dämmerte bald ein grauer Schimmer auf. Gegen drei Uhr morgens kamen die ersten Fischerboote in Sicht. Ihr Ruderschlag, das Sprechen der Insassen klang un-

heimlich klar und deutlich über das Wasser herüber. Und bald war die Sonne so nahe, daß sie den Horizont rötlich färbte und im Widerschein die weite Wasserfläche kupferfarben erschimmern ließ. Da konnte ich endlich meinen Nachbar genauer ansehen.

Er lag im tiefsten Schlafe auf der Seite. Sein rundes Kinder Gesicht lächelte friedlich, und das Blondhaar fiel ihm zerstreut in die Stirn. Er war noch ein halbes Kind, er konnte höchstens achtzehn Jahre alt sein. Und da schämte ich mich ein bißchen meiner albern Besorgnisse dieser Nacht, wickelte mich nochmals fest in meine Decke und schlief bis sechs Uhr tief und traumlos durch . . .

Ich war schon wieder reisefertig, als der Junge erwachte. Er blinzelte, gähnte, reckte sich. Dann wurde er munter und machte einigermaßen erstaunte Augen, als er mich sah, wie ich den Tau vom Rade rieb und wie meine „luxuriöse“ Ausstattung so prächtig neben mir aufgebaut lag.

„Bitt recht schön um Entschuldigung“, sagte er dann. „I hab Sie heint Nacht für an Kameraden gehalten.“

„Na, bin ich das jetzt nicht mehr?“ lachte ich. „Aber nun machen Sie zu, wir wollen frühstücken.“

Der auf dem Spirituskocher mit Seewasser angelegte Kaffee schmeckte prächtig, das Butterbrot dazu nicht minder. Und dann kamen die Morgenzigarren, — echte Schweizer Stümpli.

„No, wann dees net a guter Tag wird!“ schrie er vergnügt. „An Kaffee, an Zigarren in aller Morgenfrüh, dees muß was Guts bedeuten!“

Dann half er mir meinen Kram aufpacken und begleitete mich nach der Chaussee hinüber. „Alheil!“ — und ich rollte ab und fuhr eine Stunde später in Konstanz ein.

* * *

Was ich hier geben kann, find nur kleine Augenblickserlebnisse ohne besondere tiefere Bedeutung. Man vergißt sie meist schon auf den anderen Tag, und sie kehren erst spät wieder ins Gedächtnis zurück, wenn man in Gedanken die ganze Reise immer wieder und wieder erlebt. Da gewinnen selbst diese Kleinigkeiten eine Wichtigkeit, zeigen uns unsere eigenen kleinen Karrheiten wie im Blitzlicht, erhellen plötzlich gewisse Dinge, an denen man sonst achtlos vorübergeht.

So geht es mir auch mit diesen Reisebekanntschaften der Landstraße. Ueber das selbstverständliche Guten Tag und Guten Weg hinaus werden die kurzen Gespräche, die ich mit ihnen pflog, in der Erinnerung zu kleinen Manifestationen einer Welt, die gänzlich verschieden von jener ist, in der man gewöhnlich lebt und arbeitet.

Diese fremde Welt besteht dicht neben der unsrigen und doch wissen wir nichts von ihr, als daß ihre Repräsentanten äußerst verdächtige Leute sind, was schon aus ihrem äußeren zu ersehen ist. Wir überlassen es dem Staat und seinen Organen, sich mit dieser Welt auseinanderzusetzen, und wünschen nur, möglichst unbelästigt zu bleiben. Und da der Staat behauptet, das Landstreicherwesen sei ein Unfug und eine Landplage, so wird er wohl recht haben, es auszurotten.

Ich habe manch einen von den Walzbrüdern gefragt, in welcher Form der Staat eigentlich verfuert, ihnen das Umherwalzen abzugewöhnen und sie zu seßhaften Leuten zu machen. Und ich

bekam immer die gleiche Antwort, daß sie von solchen Verfassungen überhaupt noch nichts gemerkt hätten. Eine klassische Antwort gab mir ein Straubinger in der Nähe von München, den ich das gleiche fragte:

„Ah mos? — Ah so ja, natürlich, natürlich! Das is so, daß d' Polizei oan, ba! 'n derwischt im Kotter einpirrt. Da hoagt's arbeten, bis ma so a zehn, zwanzg Markln zusammenhat. Und dann lass'n's oan wieder aus, damit mr mit die zwanzg Markln a oanzständigs Geschäft anfängt. Und wann des net geht, dann spirr'n's oan wieder im Kotter. Und so geht's weiter, bis ma's glernt hat, mit zwanzg Markln o oanzständiger Mensch zu wern! — J hob aber no toan gsehn, der auf die Weis zu Haus und Hof fema is.“

Es ist nicht der Zweck dieses Büchleins, soziale Probleme zu erörtern. Ich schreibe nur nieder, was ich gehört und gesehen habe. Und darum muß ich wahrheitsgemäß berichten, daß ich sehr viele alte und kranke Menschen in allen Stadien der Verkommenheit auf den deutschen Landstraßen getroffen habe. Menschenruinen, denen der Tod schon aus den Augen sah, mußten sich von Spital zu Spital schleppen, ohne aufgenommen zu werden.

Ich habe gesehen, daß Polizisten armselige Landstreicher, die bescheiden um ein Stück Brot baten und denen es freundlich gerichtet wurde, wegen dieser Bettelei verhafteten, zur Beurteilung brachten und ihnen damit einen weiteren Stein auf den Weg warfen, der sie vielleicht in ein anständiges Dasein zurückführte.

Ich bin sehr im Zweifel, ob Strenge und Strafen überhaupt etwas bessern. Ich würde vorschlagen, es einmal mit etwas großzügiger Fürsorge zu versuchen, wenigstens den alten und kranken Landstreichern gegenüber. Es ist zum Beispiel durchaus nicht nötig, diese armen Geister auf der Straße sterben zu lassen oder sie erst zum Sterben ins Spital zu bringen. Es ist nicht nötig, jeden ohne Ausnahme dafür zu bestrafen, daß er um ein Stück Brot gebeten hat. Es ist auch nicht nötig, die Löhne in den Arbeitshäusern so niedrig und die Verpflegungskosten so hoch anzusetzen, daß im besten Falle nur ein Barverdienst von 30 bis 40 Pfennigen für den Arbeiter übrigbleibt. Ich fürchte, das sind sehr ungeeignete Lockmittel für eine geordnete Existenz, mit denen man den Landstreicher da zu fangen sucht.

Wie sagte der bayerische Landstreicher dort oben im Jartal? „Sö wolln halt nur an oan verdienen, weiter nig! Sunst seifen's auf unsre Arbet!“

Bunt und vielgestaltig waren die Begegnungen, die ich in diesen kurzen Sommerwochen mit den Leuten der Landstraße hatte. Oft sauste ich in schlankem Tempo an ihnen vorüber, die im Straßengraben saßen und ihr zusammengesochtenes Mahl verzehrten. Oft gefellten sie sich zu mir, wenn ich nach stundenlanger Fahrt im Sonnenbrand auf einer schattigen Waldwiese rastete.

Gedrückte, Alte und Mühelinge schlichen langsam die endlose Straße dahin, ohne ein anderes Ziel, als das nächste vom Bauern erbettelte Nachtlager im Heuschuppen oder das mit weniger Schwierigkeiten zu erlangende im Waldgebüsch. Starke, Gesunde und Junge marschierten rüstig voran und riefen mir lachende oder spottende Grüße zu. Aber die ersteren waren zahlreicher.

„Immerhin walzt auch noch der junge Handwerksbursche durch sein Vaterland, denn ganz hat die wirtschaftliche Entwicklung nicht die deutsche Unruhe unterdrücken können, soweit sie in den Füßen saß. Ich traf auch diesmal wieder junge Wanderburschen, die mit einem ordnungsmäßigen Auslandspag bewaffnet, es versuchten wollten, nach Italien herüberzugelangen. Sie kummerten sich um das Vergangene nicht, die scheinbar so unübersteigbaren Mauern zwischen den Völkern. Sie fragten nicht nach Faschismus und ehemaliger Feindschaft. Sie waren fest entschlossen, nicht eher heimzukehren, als sie nicht Zypressen und Oliven gesehen hätten und nicht in St. Peter und auf dem Kratergipfel des Vesuv gestanden.“

Ein unverwundlicher Optimismus trieb diese wenigen vorwärts. Und obwohl ich glaube, daß sie ihr Ziel vorläufig noch nicht erreicht haben werden, so werden sie hinwiederum doch auf ihrer Wanderschaft auch in deutschen Landen soviel des Schönen, Unvergeßlichen gefunden haben, daß es für ein bescheidenes Menschenleben ausreicht.

Ich begegnete Zigeunertrupps in bunten Wagen, die mit struppigen, kleinen Pferden bespannt waren. Männer, Weiber und Kinder noch im gleichen Dreck und Speck wie früher.

Zwischen Ellwangen und Aalen im Württembergischen wollte mir ein schwarzbärtiger Bursche unbedingt mein Rad abhandeln. Er bot 50, 60, 70 Mark. Der ganze Troß stand und lagerte um uns herum, schrie, lachte, freischte und amüsierte sich. Ich lachte auch, aber mir wurde, als man mich durchaus nicht weiterfahren lassen wollte, etwas schwül zu Mute. Das hatte ich von meiner Neugier, daß ich abgestiegen war und mir die Zigeunerwirtschaft in der Nähe ansehen wollte. Erst als ein Lastauto vorüberkam, auf dem zwei Landespolizisten saßen, ließ die braune Gesellschaft von mir ab, und ich machte, daß ich weiterkam. Hier hatte es nur einer drohenden Faust des Polizisten bedurft, um die aufgeregten Herrschaften blitzschnell zu beruhigen.

Wenn ich wieder Zigeunerbanden begegnete, flüchte ich in beschleunigtem Tempo vorüber, die zähe Kauflust jenes „Zingano“ hatte mich gewisigt, ich hielt es für ratzamer, ihnen aus dem Wege zu gehen. Man soll niemanden in Versuchung führen. Uebrigens bin ich überzeugt, daß ich unbedingt mein Geld bekommen hätte, wenn ich auf den Handel eingegangen wäre. Der Zigeuner ist nicht diebischer als der gewöhnliche Mitteleuropäer. Die Gelegenheit muß schon sehr günstig sein, ehe er sich zu einem Seitengriff verführen läßt. Im übrigen hütet er sich vor Dummheiten, da er genau weiß, daß er wenige Stunden später bereits unweigerlich gefakt wird. Er kann sich garnicht verbergen, wenn man ihm auf der Spur ist, und es hat darum wenig Zweck für ihn, zu stehlen. Aber den erlaubten Handel pflegt er mit fast unerlaubter Zähigkeit.

Verdächtige Gestalten trifft man massenhaft, aber sie sehen meistens nur so aus, als ob sie zu allen dunklen Dingen aufgelegt wären. Gewöhnlich aber sind sie froh, wenn sie selber in Ruhe gelassen werden. Man muß einmal selbst mit hungrigem Magen und ohne Unterkommen durch die Welt marschieren, um zu merken, wie schnell man mürrisch, scheu und mißtrauisch werden kann gegen jeden, der einem begegnet. Die Poesie der Landstraße ist

etwas für Gelegenheitsbummler wie mich. Die andern, die die Not umhertreibt, sehen und fühlen nur die harte Prosa.

„Mutter Landstraße“ ist eine böse Stiefmutter, die gegen ihre Kinder unbarmherzig sich erweist. Und ihre Kinder lieben sie auch durchaus nicht, sondern verwünschen sie zu jeder Stunde ihres Lebens. Die Freiheit, die sie ihnen angeblich gewährt und die dem Stromer — ebenso angeblich — unentbehrlich ist, ist höchstens dazu gut, das Hungern und das Frieren, das Siechduden und das Lügen zu lernen. Ohne die Lüge kommt man nämlich auf der Walze nicht aus. Man muß lügen! Es ist unumgänglich! Vor fünfzehn Jahren wollte der deutsche Pfarrer in Mentone, bei dem ich als dem Vertreter des Hilfsvereins vorsprach, durchaus von mir wissen, daß ich mein Geld in Monte Carlo verspielt hätte! Ich hatte die Spieltische überhaupt nicht gesehen, aber was wollte ich machen? Um den einen Franken Beihilfe zu bekommen, gab ich also zu, was er zu wissen verlangte, und beichtete, daß ich nicht weniger als 500 Franken raketisch verspielt hätte. Na, und da war er denn zufrieden und lud mich sogar zur Belohnung zum Mittagessen ein.

Seid darum nicht entrüstet, wenn euch ein Schnorrer eine gar zu abenteuerliche Leidensgeschichte aufbindet. Er hat die Erfahrung gemacht, daß die Wahrheit noch weniger geglaubt wird als die Lüge. So schwindelt er eben, wo es sein muß.

Am besten ist es: laßt euch von einem armen Teufel überhaupt nichts erzählen, fragt nichts, sondern gebt oder gebt nicht, wie es euch paßt. Es kommt bei dem ganzen Gerede nichts heraus, weder für euch noch für den andern. Höchstens Verärgerung. Und dazu liegt kein Grund vor, wenn sich ein armer Kerl an uns um Hilfe wendet.

Ausklang.

Ein Buch ist wie eine Reise, die man mit Unterbrechungen oder in einem Zuge zurücklegt. Die Dinge fliegen vorüber, und ehe man es sich versteht, ist man wieder zu Hause und hat den Kopf und Herz voller Gedanken mitgebracht.

Dann setzt man sich des Abends in einen Winkel, faltet die Hände und läßt das Erlebte unzähligmal wieder an sich vorüberziehen. Stets erinnert man sich dabei an neue Einzelheiten, die man beinahe wieder vergessen hatte. Die Fülle ist ja so groß. Und jedes Bild, das man in der Erinnerung wieder hervorzaubert, hat seinen eigenen Ton, seine eigene Klangfarbe. Alle diese Töne beginnen allmählich ineinander zu klingen und geben eine wunderschöne, geheimnisvolle Melodie, die bald answillt, bald wieder stiller wird, sich in der Ferne verliert, wieder zurückkehrt, — in einem sanften, kaum wahrnehmbaren Wechsel.

Stundenlang kann man dieser Musik lauschen, ohne ihrer müde zu werden. Jahre können darüber hin vergehen, niemals wird sie völlig verklingen. Ich kenne Menschen, die Zeit ihres Lebens nur eine einzige Reise gemacht haben, — damals als sie noch jung und unternehmungslustig waren und noch nichts ihnen anhing, das sie an die Scholle band. Diese Menschen — sie sind heute schon alt und grau — werden wieder jung, wenn sie von jenem ersten und einzigen Reise zu reden beginnen, die nun schon

Jahrzehnte zurückliegt. Sie ist das Licht, das ihr Leben erhellt, wenn alle andern Lichter schon längst wieder erloschen sind.

Bei diesen Leuten kreist die Erinnerung um diesen einen Punkt herum, der das Erlebnis ihres Daseins war.

Andere fliegen jeden Sommer in die Lande hinaus, hierhin und dorthin, und bereiten sich jetzt vor, auch wieder über die Grenzen hinauszuziehen, die über zehn Jahre lang verschlossen waren. Das sind Menschen wie Bienen, die unermüdet Honig in ihren Stöcken zusammentragen, von dem sie im Alter leben wollen.

Mich selbst hat mein Weg von meinem zwanzigsten Lebensjahre an durch fast ganz Europa, nach Nordafrika, nach Nordamerika getragen, und ich könnte eigentlich mit meinem Honigvorrat zufrieden sein. Aber immer wieder treibt es mich hinaus. Und da die Zeiten nicht danach sind, kostspielige weite Reisen im üblichen Sinne zu unternehmen, habe ich mein altes, braves Rad wieder hervorgeholt und bemogele die Eisenbahn um die Groschen, die sie mir früher abgenommen hat.

Ich hatte mich eines Tages darauf besonnen, daß es ja noch andere Verkehrsmittel gibt als Dampfroz und Auto und daß ich eines davon bei mir im Schuppen stehen hatte. Dieser Gedanke kam mir, als ich zum Sommerbeginn meine Reiselust trübselig mit meinen Mitteln verglich, die ich dafür aufwenden konnte. Und so kam ich nach langen Jahren wieder einmal darauf, eine längere Wanderfahrt auf dem Zweirade zu unternehmen, und habe mir dadurch einen Teil der Welt wieder erschlossen.

Wäre ich nach dem üblichen Modus auf Reisen gegangen, so hätte ich mit meinen paar Mark kaum die Hälfte der Zeit ausgereicht, die ich draußen in Wald und Flur zugebracht habe. Mit Hilfe meiner alten Maschine habe ich meine Reise auf das Doppelte ausgedehnt und mir gleichzeitig einen Teil meiner Jugend wieder erobert, die ich in den harten Kämpfen des vergangenen Jahrzehnts daran gesetzt hatte.

Die gegenwärtige Zeit ist dazu angetan, die Menschen schneller altern zu lassen als früher. Ich glaube, es rührt auch daher, daß wir noch nicht gelernt haben, die Nase dreist in die Luft hinauszustrecken. Es liegt auf uns Kleineren noch der Druck einer Unsicherheit um das Morgen. Aus Furcht vor unsichtbaren Feinden, vor unvermuteten Hinterhalten wagen wir uns noch nicht recht wieder aus unserem Bau heraus.

Das darf nicht so anhalten. Wir müssen den Blick wieder weiten, damit das Herz größer und wärmer werde. Wir haben den Sport, aber er stählt wohl den Körper und den Geist, aber für das Herz läßt er nichts übrig. Das Hinausschweifen in die grüne, herrliche Welt erst öffnet wieder das Herz. Die radikale Befreiung von der Alltäglichkeit — und sei es nur für wenige Wochen — pocht mit beiden Fäusten gewaltig an die Brust, bis sich das störrische Ding da drinnen meldet und alles zur Entfaltung bringt, was noch nicht in uns erweckt ist.

Und dann ist da noch eines, was in jedem jungen, triebkräftigen Menschen auf Erweckung wartet: Der alte, sehnsuchtsvolle, unaufhaltsame Drang nach vorwärts, den die Wanderfahrt auf dem Rade befriedigt.

Immer weiter und weiter! Das treibt und drängt im Blut und in allen Nerven, wenn man erst einmal unterwegs ist. Ein

Gefühl unerlöschlicher Kraft wächst hervor aus diesem uralten Wanderdrang des spannkraftigen Menschen. Als ich in Lindau angelangt — an der Grenze — hatte ich ein trauriges Gefühl, daß eigentlich hier der beste Teil meiner Wanderfahrt bereits zu Ende war, obwohl die Herrlichkeit des bayerischen Hochlandes noch vor mir lag. Es ging eben nicht mehr vorwärts, — es ging wieder zurück!

Dieser uralte Erbtrieb der Menschheit — vorwärts! — war einst die drängende Kraft unserer Ahnen, als die Lawine der Völkerwanderung über die damalige Welt ging. Die Sehnsucht in die Ferne, aus dem Alltag, aus der Gewohnheit heraus ins Unbekannte, — das ist wiederum die frische Romantik der Neuzeit, die trotz aller himmelblauen Schwärmerei so tief im Realen wurzelt. Es ist der Drang zur Natur, und die Natur repräsentiert den tiefsten und glaubenswärmsten Realismus, zu dem alle Gedanken, alle Geistesarbeit, alles Gesunde, Frische und Junge hinströmt. Die Romantik des Wanderers ist also keineswegs eine haltlose Gefühlsdujelei, sondern etwas so sachlich Praktisches, ein Trieb zur Quelle aller Kraft, sowohl der geistigen wie der körperlichen. Das hat mit Rousseau und seinem „Zurück zur Natur“ nur noch das Schlagwort gemein. Dieser Trieb ist immer gewesen und wird immer bleiben. Nur die Formen, in denen er sich äußert, haben sich geändert und werden ewig mit den Zeiten wechseln.

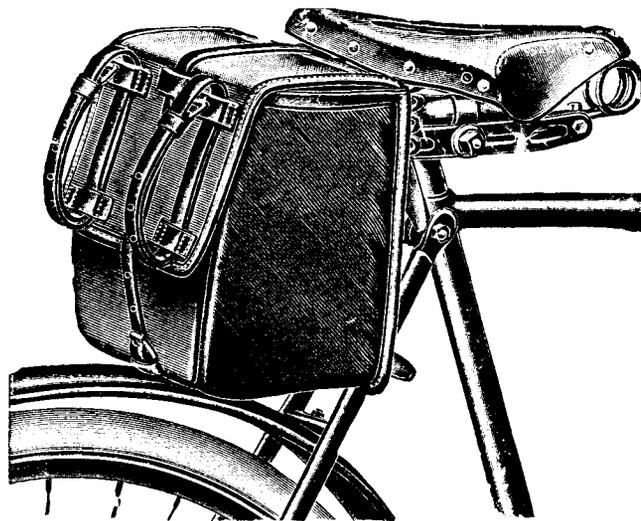
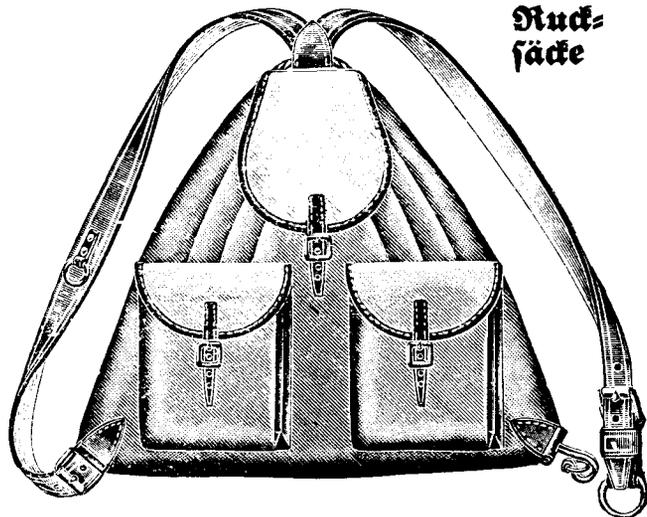
Die Wanderfahrt auf dem Zweirade ist eine solche neue Form des Suchens nach der Urquelle der Kraft. Man muß das Hochgefühl gekostet haben, barhaupt, mit offener Brust, beschwingt und trieblebendig auf der lautlos rollenden Maschine durch das Land zu streifen. Die Maschine vervielfacht alle Möglichkeiten, die dem Fußwanderer offenstehen. Die Wanderfahrt ist ja auch nichts anderes als ein Wandern, nur daß jeder Tritt uns zehnmal weiter bringt als jenen. Es ist eine Verzehnfachung der Kräfte, ohne daß diese Kräfte mechanisiert werden, ohne daß wir zum Sklaven der Maschine werden. Die Kraftquelle bleibt immer unser Körper, während beim Auto, beim Motorrad, auch die Kraft mechanisiert ist.

Das Radfahren hat heute etwas Proletarisches gegenüber dem vornehmen Motorsport. Fast jeder Arbeiter besitzt sein Zweirad, doch erst der Zehnte denkt daran, es bis zur letzten Möglichkeit auszunutzen. Mit den geringsten Mitteln aber verschafft das Zweirad uns Genüsse, die dem einfachen Manne sonst schwer zugänglich, fast verschlossen sind. Mit seinem Zweirade kann selbst der kleine Mann in die Welt hinaus. Er braucht nicht ängstlich in seinem kleinen Kreise hocken bleiben. Er hat heutzutage seine Ferien wie jeder Beamte, jeder Angestellte. Diese soll er benutzen, um aus seinem engen Kreise herauszubrechen, um neue Dinge, neue Menschen, neue Landschaften kennen zu lernen. Erst einer von hundert Deutschen weiß ja, was in dem Begriffe „Deutschland“ alles beschlossen liegt. Er kennt nur die Namen seiner Länder und Städte, aber sonst nichts weiter.

Es gehört nur ein kurzer Entschluß dazu, sich all das Herrliche zu verschaffen, was jenseits unserer engen Heimat liegt. Die Entfernungen braucht niemand mehr zu scheuen. Diesem Zwecke — zu ermutigen, anzureizen, zu locken, soll mein Büchlein dienen. Wenn es ihn auch nur zu einem kleinen Teil erfüllt, will ich zufrieden sein!

Vorwärts!

Ruck-
säcke



Sourentasche Frischauf, 18 cm hoch, 15 cm tief, 22 cm breit
Fahrradhaus Frischauf, Offenbach-M.

Bundes-Strassen- Einheits-Anzüge

in jeder gewünschten, modernsten Ausführung

Radfahrer-Mützen aus Einheitsstoff

Radfahrer-Regenmäntel

aus modeartigem wasserdicht
gummierten Stoff

100 cm lang Mk. 17.00

110 cm lang Mk. 18.50

120 cm lang Mk. 20.00

Kapuzen . . . Mk. 2.75

Regenmäntel in anderen Längen
müssen stets besonders angefer-
tigt werden, was eine Lieferzeit
von 3 Wochen bedingt.

Fahrradhaus
Frischauf
Offenbach a. M.



Fahrradhaus Frischauf, Offenbach a. M.